Roman Bannack

---

5 Artikel · 25.11.2026

Inhalt

Perihel

Zur Bedeutung der Luther-Übersetzung der Heiligen Schrift in der Orthodoxen Kirche

Die Auseinandersetzung zwischen dem Protopopen Awwakum und Patriarch Nikon

Der heilige Gregorios Palamas und der byzantinische Hesychasmus

Das Kreuz mit dem Pfahl – Eine Widerlegung

Perihel

25.11.2026 · Artikel · Roman Bannack

> In den Ruinen von Olympos führt Fedmahn Kassad einen Überfall gegen die Truppen des Pax. Für seine Gefährten ist er der legendäre „Schlächter von Bressia“: ein Soldat von nahezu übermenschlicher Präzision, dessen Vergangenheit ihn jedoch nicht loslässt. Als ihm die Kruziform – das Unsterblichkeitsversprechen des Pax – angeboten wird, beginnt für Kassad eine Reise, die ihn weit weg von den Schlachtfeldern und zurück zu den Fragen führt, denen er sich lange entzogen hat. Eine eigenständige Erzählung im Universum der *Hyperion*-Romane von Dan Simmons über Krieg, Schuld, Sterblichkeit und die Suche nach innerem Halt.

Die Luft in den Ruinen von Olympos schmeckte nach altem Beton und der metallischen Note von ionisiertem Staub. Fedmahn Kassad kauerte in einer Nische aus zerborstenem Granit, seine Haltung war die eines Raubtiers kurz vor dem Sprung. Sein FORCE-Kampfanzug war ein Veteran der Hegemonie-Kriege, drei Jahrhunderte alt und aus Ersatzteilen aller Epochen zusammengeflickt. Die Tarnschicht glich sich träge der Umgebung an und ließ ihn Stück für Stück mit den Schatten der zerfallenen Arkaden verschmelzen.

Unter der Verbundpanzerung spürte er das vertraute Arbeiten der Myomer-Fasern, künstlicher Muskelstränge, die über die Neuralschnittstelle direkt an sein Nervensystem gekoppelt waren. Der Anzug war keine bloße Rüstung, er war die Verlängerung seines Körpers. Biosensoren glätteten seinen Herzschlag und regelten den Sauerstoffgehalt seines Blutes. An den Gelenken hielten die Servomotoren eine Kraft bereit, die menschliche Sehnen in Millisekunden zerrissen hätte. In diesem Zustand hyperfokussierter Klarheit schien die Welt in Zeitlupe zu laufen.

Neben ihm ging der Atem eines jungen, kaum zwanzig Jahre alten Soldaten stoßweise durch den Helmfilter. Der Junge zitterte. Kassad verbuchte das als Variable, als mögliche Störung in der Choreografie des Hinterhalts.

„Durch die Nase atmen, Junge.“ Seine Stimme war ein trockenes Knurren. „Lass den Puls sinken. Wenn du dein eigenes Blut in den Ohren hörst, bist du schon tot.“

Der Junge schluckte und versuchte, sich der Ruhe des Älteren anzugleichen. Kassad kannte diesen Blick, halb Ehrfurcht, halb Furcht. Er galt nicht dem Mann, sondern der Legende vom „Schlächter von Bressia“, die in den Freischärlerlagern kursierte: von einer Präzision, die ans Mechanische grenzte, und von einer Grausamkeit, die angeblich nie etwas anderem als der Notwendigkeit gehorchte.

Am Horizont, wo die Trümmer der Hegemonie den grauen Himmel zerschnitten, erschien der Konvoi. Drei gepanzerte Transporter, flankiert von Gardisten des Pax in weißen, ziselierten Rüstungen. Ihre Grav-Antriebe der jüngsten Generation verursachten nur ein leises Sirren, während die Fahrzeuge über den zerklüfteten Boden glitten. Die Fracht bestand aus Kapseln mit Kruziform-Keimen, lebenden Implantaten, die mit ihrem Träger verwuchsen, seine Persönlichkeit speicherten und ihn nach dem Tod wiedererstehen ließen. Der Pax verteilte diese Technik als göttliche Gabe und band damit ganze Welten an sich.

Kassad betrachtete die weißen Rüstungen und fühlte ein kaltes, vertrautes Echo. *Der Schlächter.* Diesen Titel hatten ihm seine Feinde verliehen, als er im Namen der FORCE die Ordnung wiederhergestellt hatte. Er hatte nie dagegen angekämpft. Die Sprache des Krieges kannte nur zwei Kategorien: jene, die das Schwert führten, und jene, die darunter zu liegen kamen.

Für einen Moment war er nicht mehr auf Olympos. Er sah die brennenden Vorstädte von Buckminster vor sich. Er erinnerte sich, wie die Walze der militärischen Notwendigkeit über Bressia gerollt war. Er hatte die Befehle ausgeführt, die Taktik perfektioniert, die Effizienz maximiert. Er hatte gesehen, wie die Ideologen beider Seiten die Menschen in ein blindes Rasen trieben, bis nur nackte Brutalität übrig blieb.

Und er erinnerte sich an den Keller. Kurz nach dem Durchbruch einer Verteidigungslinie hatte er die Tür mit einer einzigen Bewegung des Anzugs aus den Angeln gerissen, bereit, alles zu vernichten, was sich dahinter regte. Im Dämmerlicht erkannte er im letzten Augenblick eine Gruppe zusammengekauerter Zivilisten, Menschen, die weder loyal noch feindlich waren, sondern schlicht im Weg standen. Er hatte seinen Männern befohlen, die Waffen zu senken. Er hatte die schweren Handschuhe gelockert, um einem zitternden Kind Wasser zu reichen, während draußen die Stadt brannte und die Lichtsäulen der Orbitallanzen mit ihrem gellenden Pfeifen durch die Gebäude pflügten und nichts als glühendes Plasma zurückließen. Er hatte nicht gefragt, wer diese Menschen waren oder zu welchen Göttern sie beteten. Er hatte nur gesehen, dass sie lebten.

Davon stand in keinem Bericht ein Wort.

Kassad schüttelte den Kopf, als streife er ein unsichtbares Netz ab. Die Zeit der Reflexion war vorbei.

Er analysierte Sichtlinien, die Abstände zwischen den Fahrzeugen, die Reaktionszeit der Wachen. Er berechnete Flugbahnen und die Sekunden, die er brauchte, um die erste Lücke zu schließen. Er wartete auf den Moment, in dem die Erfolgswahrscheinlichkeit ihren Gipfel erreichte.

„Jetzt“, flüsterte er.

Die Stille zersprang. Der Anzug schleuderte ihn aus der Nische, schneller, als ein menschliches Auge folgen konnte. Er überbrückte die Distanz zum ersten Wachposten in einem einzigen fließenden Satz. Bevor der Gardist sein Gewehr heben konnte, schlug Kassads Faust in dessen Helm. Die Myomer-Fasern feuerten mit voller Intensität, das Visier zersplitterte, und der Schädel dahinter gab mit einem trockenen Knacken nach.

Kassad rollte sich ab, kam in die Hocke und heftete eine Magnetmine an die Flanke des ersten Transporters. Der Schlag erschütterte die Erde, riss das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht und schleuderte es gegen eine Ruinenwand.

Um ihn herum brach das Chaos los. Die Gardisten feuerten blind in den Staub, ihre Laser zerschnitten die Luft in grellen violetten Linien. Der junge Soldat schrie auf, als eine Salve seine Schulter streifte und ihn zu Boden riss.

Kassad reagierte, ohne zu denken. Er schob sich vor den Jungen, ein massiver Schild aus Verbundmaterial und Willen, und hob den Impulskarabiner. Drei Schüsse, sparsam und ohne Eile. Die Wolfram-Flechettes durchschlugen die kinetische Barriere des nächsten Schützen, und der

Luftwiderstand verwandelte sich in einen kurzen, scharfen Knall. Der Mann brach zusammen, sein Blut spritzte in dunklen Fontänen über die weiße Rüstung.

Er packte den Verwundeten am Kragen, riss ihn mit einer Hand hinter eine Betonbarriere und schleuderte mit der anderen eine Plasmagranate in die Mitte der gegnerischen Formation. Die Explosion war kurz und effizient. Die thermische Überlastung der persönlichen Schutzschilde brach die Verteidigung, und das Plasma verzehrte Panzer, Fleisch und die Kruziforme in den Körpern gleichermaßen.

Nach drei Minuten war es vorbei. Die meisten Wachen lagen tot im Staub, die wenigen Überlebenden waren kampfunfähig und krümmten sich im Schutt.

Kassad stand inmitten der Trümmer, Atem ruhig, Puls stabil. Etwas Blut klebte an den Gelenken seiner Handschuhe. Er spürte die kalte Gewissheit der erledigten Aufgabe.

Zwischen den Wracks hockte ein Mann in den schweren purpurnen Gewändern eines Pax-Funktionärs, ein Monsignore der Verwaltung. In seinem feisten Gesicht zeigte sich die hellblaue Tönung langer Poulsen-Behandlungen. Unter dem Purpur zeichnete sich auf seinem Rücken die Kruziform ab, ein kreuzförmiger, träge atmender Wulst. Er starrte zu Kassad auf, gezeichnet von Angst und Unglauben.

„Du kämpfst wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat“, krächzte er. Seine Stimme zitterte, doch in seinen Augen blitzte fanatische Überzeugung. „Aber du hast keinen Frieden, Soldat. Ich sehe es. Du bist eine Ruine wie diese Stadt. Nimm die Kruziform. Nimm die Gabe. Werde unsterblich, und dein Leid wird enden.“

„Ich fürchte den Tod nicht“, sagte Kassad leise. „Ich fürchte, was aus einem Mann wird, der ihn nicht mehr kennt.“

Er wandte sich ab, ohne dem Monsignore einen weiteren Blick zu gönnen, gab den Befehl zum Rückzug, half dem Jungen auf die Beine und überließ die Überreste des Konvois sich selbst.

Die Nacht senkte sich über das Lager der Freischärler. Es wurde gefeiert, mit billigem Fusel, lautem Lachen und dem Geruch gebratenen Fleisches. Die Männer priesen den Sieg, die Beute und Kassad.

Er nahm an keinem der Gespräche teil. Er saß in der hintersten Ecke eines ausgebauten Bunkers, die Rüstung abgelegt, nur im schlichten grauen Untergewand. Sein Körper war eine Landkarte aus Narben: alte Schnitte aus den Relocation-Zonen von Tharsis, wo er als Kind in den staubigen Slums gelernt hatte, dass Ordnung die einzige Barriere gegen die totale Vernichtung war. Brandmale aus Bressia, wo er als Oberst der FORCE eine Stadt in strategische Asche verwandelt hatte. Und die tiefen Furchen der Shrike-Pilgerfahrt, Zeichen einer Reise durch Zeit und Raum, die Fleisch und Geist gleichermaßen gezeichnet hatte.

Er saß vollkommen still. Das Adrenalin wich, und die Leere kehrte zurück. Ein Gewicht lag auf seiner Brust, das mit Erschöpfung nichts zu tun hatte.

Die Bilder begannen zu rotieren. Das Gesicht des Wachpostens, dessen Schädel unter seiner Faust nachgegeben hatte. Der nasse, metallische Geruch von Eisen und zerrissenem Gewebe.

Der Nachhall der Gewalt pochte in seinen Fingerspitzen, die einzige Intensität, die er noch wirklich fühlte, und sie hinterließ einen Geschmack von Asche. Seine Leute waren nach dem Gefecht durch die Reihen der Toten gegangen und hatten ihnen die Kruziforme ausgebrannt, wie es Brauch war. Keiner würde in den Kammern des Pax die Augen aufschlagen. Er hatte dafür gesorgt, dass es keiner konnte.

Sie waren keine abstrakten Opfer einer Operation, sondern Einträge in einem Register, das er allein führte. Er fragte sich, wann die Notwendigkeit des Krieges in die Lust an der Effizienz übergegangen war. Er spürte den Sog dieser Sucht, den Drang, in den Zustand totaler Fokussierung zurückzukehren, in dem es kein Gestern und kein Morgen gab, nur das nächste Ziel. Er war ein Gefangener seiner eigenen Kompetenz.

Als Kind hatte er nachts über den Dächern der Baracken die Kometen beobachtet. Sie kamen auf langen Ellipsen aus der Finsternis, streiften einmal die Sonne und verschwanden wieder in der Kälte. Er hatte damals nie gefragt, was sie auf ihrer Bahn hielt.

Seine Finger fanden am Handgelenk die Knoten einer schwarzen Wollschnur. Sie hatte seiner Großmutter gehört, die sie zwischen Gewürzdosen und Wäsche versteckt hielt, zusammen mit einer handtellergroßen Ikone, die aus dem alten Palästina stammte und seit den Tagen der Alten Erde von Hand zu Hand gegangen war. Im Haus seiner Eltern rief man fünfmal am Tag zu Gott, wie es sich gehörte. Die Alte flüsterte nachts einen anderen Namen, und der Junge hatte beides gehört und keines je in Frage gestellt.

Seine Lippen bewegten sich kaum, kein Laut drang heraus. In seinem Geist wiederholte sich ein kurzer, präziser Satz, ein Anker in der Strömung. Er hielt sich an diesen Worten fest, als wären sie die einzige feste Materie in einer Welt aus Schatten.

Er schloss die Augen und sah die weißen Rüstungen im Staub. Er nahm es an: Er war es gewesen, der das Urteil vollstreckt hatte. Das brachte keine Erleichterung, nur einen Befund.

Als er die Augen öffnete, war sein Blick stählern. Er konnte nicht bleiben. Er brauchte keine Anerkennung und keine Lagebesprechung. Er brauchte die Reinigung.

Er nahm den Kurier der Freischärler, ein kleines, unauffälliges Schiff mit Hawking-Antrieb und einer Landefähre im Bauch. Die Reise nach T’ien Shan dauerte drei Tage Bordzeit. Draußen vergingen elf Monate. Kassad bezahlte diese Zeitschuld ohne Zögern. T’ien Shan spielte auf den Sternenkarten des Pax kaum eine Rolle, ein vergessener Außenposten am Rand des Sektors.

Als die Fähre in die Atmosphäre eintauchte, färbte sich der Himmel im Sichtfenster krankhaft gelb. T’ien Shan war ein planetares Paradox. Wegen seiner ständigen tektonischen Unruhe und der ungewöhnlichen Zusammensetzung seines Mantels bedeckten Ozeane aus konzentrierter Schwefelsäure die Tiefebenen. Darüber lag eine giftige Atmosphäre aus Phosgen und Schwefeloxiden, die in einem ewigen Kreislauf zwischen den Ebenen und den Wolkenschichten der Stratosphäre trieb.

Menschliches Leben gab es nur auf den höchsten Bergrücken, die aus dem Nebel ragten wie Inseln aus einem Meer aus Säure. Über der Wolkengrenze war die Luft atembar, dünn, eisig und von einem Hauch Schwefel durchzogen. Auf diesen „Himmelsinseln“ lebten Siedler, die die Stille

gesucht hatten, geprägt von alten buddhistischen Traditionen der Entsagung oder Vertriebene aus Welten, die der Pax geschluckt hatte. Ihre steinernen Klöster klammerten sich wie Adlerhorste an die Klippen. Es gab keinen Luxus und keine Technik der Unsterblichkeit, nur schroffen Wind und Schweigen.

Kassad stieg aus der Fähre, ohne Rüstung, in einem schweren dunklen Mantel aus grobem Stoff. Langsam und kontrolliert ging er den steilen Pfad hinauf zu einer kleinen Kapelle, die in den Fels gehauen war, ein schmuckloser Bau, an dem nur ein verwittertes Holzkreuz hing.

Die orthodoxe Kirche war in dieser Welt ein Geist, eine verbotene Erinnerung. Der Pax hatte den Glauben zu einer bürokratischen Machtstruktur aufgebläht. Der alte Glaube lebte im Untergrund fort, in verborgenen Zellen und abgelegenen Kapellen. Seine Mystik und die Askese waren dem Pax ein Dorn im Auge, denn sie lehrten eine innere Freiheit, die keine Kruziform kontrollieren konnte.

In der Kapelle roch es nach Weihrauch und kaltem Stein. Vor einer rußgeschwärzten Ikone brannte ein Öllämpchen. Davor wartete ein Mann.

Vater Serafim war klein, mit langem silbergrauem Bart und Augen von tiefer, fast erschreckender Ruhe. Er trug die schwarze Riasa eines Priestermönchs. Er sah Kassad an, und in diesem Blick lag beinahe eine stille Anerkennung.

Sie sprachen nicht sofort. Das Schweigen zwischen ihnen war das zweier Männer, die einander lange kannten.

Kassad bekreuzigte sich und kniete nieder. Jede Bewegung folgte einer jahrzehntealten Gewohnheit. Er legte die Stirn in die Hände und wirkte für einen Moment wie ein Mann, der unter einer unsichtbaren Last fast zusammenbricht.

„Vater“, sagte er, und seine Stimme klang rau in der kleinen Kapelle. „Ich habe wieder getötet.“

Vater Serafim antwortete nicht sofort. Er stand still, die Hände in den weiten Ärmeln verborgen.

„Ich weiß nicht“, fuhr Kassad fort, „ob es Notwendigkeit war oder Lust. Ich weiß nicht, ob ich die Grenze zwischen dem Soldaten und dem Mörder wieder überschritten habe.“

Serafim trat einen Schritt näher. „Und was suchst du hier, Fedmahn? Freispruch für den Krieg?“

Kassad hob den Kopf. Seine Züge waren hart, aber seine Augen ehrlich. „Nein. Ich suche keine Entschuldigung. Ich suche Klarheit über mich selbst.“

Serafim sah ihn lange an. Kassad ertrug den Blick. Der Alte kannte die Massengräber und die verlorenen Welten, er kannte die Hybris, mit der Kassad einst seine eigene Moral über die Gesetze der Welt gestellt hatte. Aber er sah offenbar auch den anderen: den Mann, der immer wieder zurückkehrte und sich weigerte, in der Kälte seiner eigenen Macht zu erstarren.

„Die Welt sieht in dir eine Waffe“, sagte Serafim leise. „Der Pax sieht in dir ein Hindernis. Du selbst siehst in dir einen Sünder.“

Kassad schwieg.

„Deine Stärke liegt nicht darin, dass du töten kannst“, fuhr der Priester fort. „Das können viele.

Deine Stärke liegt darin, dass du weißt, wer du bist, und die Kraft hast zurückzukommen.“

Die Beichte war kurz, ohne lange theologische Abhandlungen. Kassad sprach in knappen Sätzen. Er nannte die Namen, die er kannte, und zählte jene, deren Namen er nicht kannte. Er sprach vom Moment der Gewalt, vom Rausch und von der Leere danach. Dann legte Serafim ihm das Epitrachilion auf das gesenkte Haupt und sprach das Gebet der Lossprechung. Danach reichte er ihm die Heiligen Gaben. In diesem schlichten Akt, im Vollzug eines verbotenen Ritus, fand Kassad eine Stabilität, die ihm keine Rüstung der Welt hätte geben können. Es war eine Sammlung, ein Ausrichten der inneren Achse.

Als er sich erhob, fühlte er sich nicht leichter. Die Schuld blieb, die Erinnerungen blieben. Aber sie waren nun geordnet, Teil eines größeren Ganzen.

Vater Serafim sah ihn an, bevor Kassad ging. „Wer hält dich, Fedmahn, wenn die Welt unter deinen Füßen wegbricht?“

Kassad hielt inne. Er sah die kleine, flackernde Flamme vor der Ikone und die Schatten an den Felswänden. Er antwortete ohne Zögern.

„Christus.“

Ein einziges Wort, ein Name, schwerer als alle Orden und Titel der Hegemonie.

Das Morgengrauen auf T’ien Shan war ein langer Prozess. Hochgewehter Dunst, der die Gipfel umschloss, färbte sich schmutziggrau, während die ersten schwachen Strahlen der Sonne hindurchdrangen.

Kassad trat aus der Kapelle. Die Kälte der Höhenluft schnitt ihm ins Gesicht, doch er genoss sie. Er atmete tief ein und spürte den stechenden Hauch von Schwefel, der aus den Tiefebenen heraufzog.

Er ging den Pfad zurück zur Fähre. Seine Schritte waren wieder die alten: kontrolliert, intensiv, präzise. Geläutert war er nicht. Er war immer noch ein Mann, der eine Stadt in Schutt und Asche legen konnte, wenn der Auftrag es verlangte. Er war immer noch der Jäger, der die Dunkelheit suchte.

Doch als er einstieg und sich die Luke hinter ihm schloss, war der Druck von seiner Brust verschwunden. Er sah aus dem Fenster auf die graue, tödliche Landschaft von T’ien Shan, auf die einsamen Gipfel, die wie Finger aus dem Dunst ragten.

Er wusste, dass er nicht unsterblich war. Er wusste, dass die Kruziform eine Lüge war, eine goldene Kette, die die Menschen an ihre eigene Angst band.

Und er wusste, wer ihn hielt, auf seiner langen Bahn durch die Finsternis.

Zur Bedeutung der Luther-Übersetzung der Heiligen Schrift in der Orthodoxen Kirche

10.10.2014 · Artikel · Roman Bannack

Betrachtet man das der Luther-Übersetzung der Heiligen Schrift zugrunde liegende Problem, dass es keine „Bibel in Volkssprache“ gab, so kann man vermutlich davon ausgehen, dass diese Fragestellung für die von den Griechen missionierten Völker nicht oder in nur wesentlich geringerem Ausmaß bestand. Noch im 9. Jahrhundert sandte der mährische Großfürst Rostislaw nach Konstantinopel zum Kaiser und bat um die Entsendung von Missionaren, die der slawischen Sprache mächtig wären. Mit dieser Mission beauftragt wurden bekanntlich die beiden Brüder Konstantin und Method.

Vor Antritt der Missionsreise wurden in Konstantinopel Übersetzungen des Evangeliums, der Epistel, des Psalters und einiger liturgischer Texte ins Slawische vorgenommen. Die dafür eigens entwickelte und jetzt so genannte kyrillische Schrift war in ihrer Urform ein Werk des hl. Konstantin (im Mönchtum bekam er später den Namen Kyrill), seines Bruders, des hl. Method, und ihrer Schüler. Gerade die „Slawenmission“illustriert in ihrem Wesen einen gewissen Unterschied zwischen Ost- und Westkirche in der Herangehensweise an die Mission -- und führte, wie die *Vita Constantini* schildert, schon in ihrem Verlauf zu gewissen Auseinandersetzungen gerade hinsichtlich der Sprache, in der die Völker die Botschaft Christi vernehmen sollten. Die „Slawenapostel“ Kyrill und Method stießen bei ihrer Mission nämlich auf den Widerstand ... der deutschen Bischöfe. Den Grund für diesen Widerstand beschreibt die *Vita Constantini* folgendermaßen:

> Als er (Konstantin / Kyrill - d.Ü.) in Venedig war, versammelten sich gegen ihn die Bischöfe, Priester und Ordensleute, wie Krähen gegen einen Habicht, und vertraten die Häresie der drei Sprachen, indem sie sagten: „Mensch, sage uns, wie kann es sein, dass du den Slawen eine Schrift gabst und sie lehrst? Vorher hat niemand sie erreicht: weder die Apostel, noch der römische Papst, noch Gregorius Dialogus, noch Hieronymus, noch Augustin. Wir kennen ja nur drei Sprachen, in denen es möglich ist, Gott zu lobpreisen: Hebräisch, Griechisch, Lateinisch.“
>
> Es antwortete ihnen der Philosoph[1]: „Lässt nicht Gott den Regen gleichermaßen auf alle ergehen, scheint nicht die Sonne gleich auf alle herab? Schämt ihr euch nicht, nur drei Sprachen anzuerkennen? - Den anderen Völkern und Stämmen aber gebietet ihr, blind und taub zu sein?! (...) Wir aber kennen viele Völker, die Schriften haben und Gott verherrlichen, jedes in seiner Sprache. Es ist bekannt, dass dieses sind die Armenier, die Perser, die Abchasier, die Georgier, die Sogder, die Goten, die Avaren, Türken, Chasaren, Araber, Ägypter, Syrer und viele andere.“[2]

Erst ein Eingreifen des Papstes (auf Seiten der beiden „Slawenapostel“!) beendete diese Auseinandersetzung.

Da die Luther-Übersetzung der Heiligen Schrift insofern die Antwort auf in ihrer Zeit aktuelle Fragen der Westkirche war, spielte sie im Wirkbereich der Orthodoxen Kirche (dem ersten

Anschein nach) also keine Rolle; von einer Rezeption, die es gestatten würde, ein umfassendes Meinungsbild der Orthodoxie zu genau dieser Übersetzung zu zeichnen, kann keine Rede sein. Einzelne, in der Regel kritische, Aussagen sind allerdings überliefert. Die folgende Einschätzung eines russischen Starzen des 20. Jahrhunderts, Igumen Nikon (Worobjew) – er war der deutschen Sprache mächtig – mag deren Grundtenor widerspiegeln:

> Dieser Tage habe ich mir das Neue Testament in deutscher Sprache in Luthers Übersetzung vorgenommen, genauer das Evangelium nach Lukas, Kapitel 13 über die Galiläer, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischt hatte, und über die Toten beim Fall des Turms zu Siloah[3]. Meiner Ansicht nach ist Luthers Übersetzung sehr bezeichnend. Ihm mangelt es vollkommen am Verständnis dafür, wie die Buße von den hll. Vätern und der ganzen Orthodoxen Kirche verstanden wird, und deswegen gebraucht er dafür den rein äußerlichen Begriff „(sich) bessern". (…) Ich hatte die Luther-Übersetzung des Neuen Testaments früher schon gelesen und mich oft über die Ungenauigkeit der Übersetzung, die Abweichungen vom orthodoxen Schriftverständnis gewundert.[4]

Abgesehen davon bildet der Umstand, dass Luther bei der Übersetzung des Alten Testaments vom masoretischen Text ausgeht, ein gewisses Hindernis für die Rezeption in der Orthodoxen Kirche, für welche die Septuaginta einschließlich der „außerkanonischen“ Schriften (Apokryphen) maßgeblich ist. Zwar geht auch die heute in der Russischen Kirche (vorwiegend außerliturgisch) gebräuchliche Synodalübersetzung vom masoretischen Text aus, beinhaltet aber die Apokryphen; im Falle von Abweichungen zwischen Masoreten und Septuaginta bekam letztere bei der Übersetzung den Vorzug.

In deutschsprachigen orthodoxen Gemeinden der Russischen Kirche wird allerdings bei der Schriftlesung auf im deutschen Sprachraum gängige Übersetzungen zurückgegriffen – und das ist nicht selten die Lutherbibel, die sich aufgrund ihrer sprachlichen Schönheit einer gewissen Beliebtheit erfreut (die 2009 erschienene „Septuaginta Deutsch“beispielsweise ist aufgrund ihrer syntaktischen Nähe zum Urtext für die Liturgie wenig geeignet).

Einen interessanten Sonderfall bildet vor diesem Hintergrund die Bibelpraxis der Serbischen Orthodoxen Kirche. Bei der 1847 (NT) und 1865 (AT) erschienenen, von Vuk Karadžić und Đuro Daničić vorgenommenen Übersetzung der Heiligen Schrift ins Serbokroatische diente die deutsche Luther-Übersetzung als Ausgangstext. Erst 2010 erschien eine Bibel in serbischer Sprache, welche auch die außerkanonischen Bücher des AT beinhaltet und somit nach orthodoxem Kanon wirklich vollständig ist.

Artikel erschienen in: Themenheft zum Jahr der Lutherdekade „Reformation - Bild und Bibel" (S. 18ff). Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens (Hrsg.), 2015

Fußnoten

1. Beiname des hl. Kyrill ↩
2. übers. nach Nikolaos H. Trunte, „Altkirchenslavisch“ ↩
3. Lk. 13:1-5 ↩
4. Igumen Nikon (Worobjew), „Briefe eines russischen Starzen an seine geistlichen Kinder“;

Brief Nr. 227 ↩

Die Auseinandersetzung zwischen dem Protopopen Awwakum und Patriarch Nikon

25.02.2007 · Artikel · Roman Bannack

Die Protagonisten des Schismas in der russisch-orthodoxen Kirche, das im 17. Jahrhundert zur Abspaltung der sogenannten „Altritualisten“ führte, waren allesamt Persönlichkeiten eines starken Charakters und von unnachgiebigem Wesen. Die nüchterne Betrachtung der historischen Ereignisse lässt indes einen Schluss zu: Es ist der Versuch der Emanzipation des Zaren von der Kirche und mithin ein Schritt in Richtung Säkularisierung, welche zu dieser historischen Zäsur in der Geschichte der russischen Kirche führten.

Paradoxerweise ergab es sich, dass die Hauptfiguren des russischen Schismas im 17. Jahrhundert miteinander eng verbunden waren, lange bevor sie sich schließlich auf verschiedenen Seiten der Barrikaden wiederfanden. Beispielsweise stammen Patriarch Nikon (1605-1681) und der Protopope Awwakum (1620/21-1682) aus benachbarten, nur wenige Kilometer voneinander entfernten Dörfern des Gebietes Nischni Nowgorod, in welchem der berühmte Protopope Ioann Neronow (1591-1670) predigte, welcher einer der Organisatoren und das Herz der Bewegung der „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“ („Rewniteli drewnego blagochestija“) war. Sowohl Patriarch Nikon als auch der Protopope Awwakum waren ihrer Nationalität nach Mordwinen.

Die „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“ strebten nach einer geistlichen Gesundung des russischen Volkes; Nikon, Awwakum und auch Neronow waren Persönlichkeiten mit einem sehr starken Charakter. Es tut also nicht wunder, dass sie, einmal mit den entsprechenden Möglichkeiten ausgestattet, sich daran machten, ihre Ideen in die Tat umzusetzen. Womöglich war es eine der Schwächen der „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“, dass ihnen außer einem Ideal keine Führungspersönlichkeit vorstand. All diese starken Persönlichkeiten mit ihrem teils stolzen und unduldsamen Verhalten führten die Idee der geistlichen Gesundung des Volkes schließlich in die Katastrophe eines Schismas.

Patriarch Nikon (Minin), 1605-1681

Patriarch Nikon, dessen weltlicher Name, also vor seiner Mönchstonsur, Nikita Minin war, wurde 1605 im Dorf Weldemanowo in der Gegend von Nischni Nowgorod geboren. Seine Mutter starb früh, so dass er von der Stiefmutter erzogen wurde. Diese mochte ihren Stiefsohn Nikita nicht und behandelte ihn sehr grob. Unter dem Druck einer solch barschen Erziehung floh Nikita im Alter von 12 Jahren aus dem elterlichen Haus ins Makariew-Scheltowodsk-Kloster, wo er auch seine Ausbildung erhielt. Im Alter von ungefähr 20 Jahren kehrte er ins Elternhaus zurück, um seinen Vater zu begraben. Es war ihm bestimmt zu bleiben: er heiratete, es wurden ihm Kinder geboren. Seiner Berufung gemäß wurde er Gemeindepriester. Als er 30 Jahre alt war, starben seine Kinder an einer Krankheit. Diesen Schicksalsschlag deutend, überredete er seine Frau, ins Kloster zu gehen[1] und wurde 1635 selbst Mönch mit dem Namen Nikon in der Skite auf der Anserskij-Insel. Nach einiger Zeit wurde er Abt im Koscheoserskij-Kloster. 1646 wurde Zar Alexei I. auf ihn aufmerksam, woraufhin Nikon aufgrund seiner herausragenden Talente als

Archimandrit im Nowospasski-Kloster in Moskau eingesetzt wurde. Er wurde Mitglied im zu der Zeit am Hof des Zaren bereits aktiven Zirkel der „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“. 1649 wurde er in die Würden eines Metropoliten erhoben und in Nowgorod eingesetzt; 1652 starb Patriarch Iosif. Es ist nicht verwunderlich, dass Nikon zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Es gab zwar auch andere Kandidaten (zum Beispiel den Beichtvater des Zaren, Stefan Wonifatjew), aber Nikon erhielt das Patriarchenamt auf Fürsprache des Zaren zugesprochen und begann sofort eine emsige Tätigkeit. Die Bedeutung des Patriarchen erstarkte nach einer vorübergehenden Schwächung unter seinen beiden Vorgängern wieder: Patriarch Ioasaf I, der als Zögling von Patriarch Filaret gilt[2], war ein sehr frommer Mann, aber „dem Zaren gegenüber nicht wagemutig“; unter Patriarch Iosif trat 1649 die bekannte Verordnung des Zaren Alexei I. in kraft, es wurde das sog. „Klosteramt“ („Monastyrskij prikaz“) geschaffen, das faktisch eine Möglichkeit der Einmischung des Zaren in kirchliche Angelegenheiten darstellte. Unter Patriarch Nikon jedoch erlangte das Patriarchenamt wieder die zu Zeiten von Patriarch Filaret bestehende Macht. Patriarch Nikon wurde sogar der Titel eines „Großherrn“ („Welikij gosudar'“) zuteil; in manchen Fällen nahm er sich das Recht heraus, Bischöfe ohne die Einberufung eines Konzils zu richten[3]. Der „Großherr“ Patriarch Nikon besaß auch konkrete weltliche Macht. Zu Zeiten kriegsbedingter Abwesenheit des Zaren hatte er die höchste Staatsmacht im Lande inne.

Patriarch Nikon setzte die Ideale der „Eiferer“ mit Tatendrang um; er führte den Kampf gegen die Vielstimmigkeit[4] fort, korrigierte Fehler in liturgischen Büchern, ließ Klöster bauen.

Allerdings konnte er den plötzlichen Verlust der Loyalität des Zaren nicht verkraften. Am 8. Juli 1658 erschien der Zar nicht zur vom Patriarchen zelebrierten Liturgie. Das war ein bis dato unerhörtes Vorkommnis. Zwei Tage später, am 10. Juli 1658, zum Festtag der Niederlegung des verehrungswürdigen Gewandes des Herrn in Moskau, erschien der Zar wieder nicht zum Gottesdienst des Patriarchen. An diesem Tag verkündete Nikon nach der Göttlichen Liturgie, dass er das Patriarchenamt aufgibt und ins Auferstehungskloster geht.

1660 wurde er durch Konzilsbeschluss vom priesterlichen Dienst suspendiert, begründet wurde das mit seiner eigenmächtigen Aufgabe seiner Kathedra. Auf Initiative des Bojaren Sjusin kehrt er in die Moskauer Uspenski-Kathedrale zurück, bekleidet mit den vollständigen Insignien eines Patriarchen, aber er begriff sehr schnell, dass der Zar ihm nicht gnädig gestimmt ist und kehrte eilends wieder ins Kloster zurück. Am 1. Dezember 1666 wurde das Große Moskauer Konzil eröffnet, zu welchem Nikon als Beschuldigter geladen wurde; als Ankläger trat Zar Alexei I. auf. Am 12. Dezember verurteilte das Konzil Nikon; er wurde im Ferapontow-Kloster interniert. Nach dem Tod Alexeis I., im Jahr 1676, wurde Nikon ins Kirillow-Kloster überführt. Einige Jahre später, 1681, wurde ihm aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes gestattet, im Auferstehungskloster zu leben – die rauen klimatischen Bedingungen im den nördlicheren Klöstern, die er vorher bewohnte, setzten im schwer zu. Auf dem Weg ins Auferstehungskloster allerdings starb der ehemalige Patriarch Nikon. Bestattet wurde er trotz der gegen ihn geltenden Suspendierung wie ein Bischof.

Protopope Awwakum Petrow, 1620/21-1682

Der Protopope Awwakum Petrow wurde 1620 oder 1621 in der Familie eines Priesters in der Siedlung Grigorowo, Gebiet Nischni Nowgorod, geboren; dort war sein Vater Gemeindepriester.

Seine Mutter, welche ihn auch erzog, war eine sehr fromme Christin, vom Vater jedoch wird berichtet, er habe „eine Schwäche für gegorene Getränke“[5] gehabt.

Awwakum heiratete Nastasja Markowna, eine Bewohnerin seines Dorfs, und wurde im Jahr 1643 oder 1644 Priester. Er diente in mehreren Gemeinden, und wurde dort jeweils von den Leuten verjagt, weil er seiner Gemeinde gegenüber zu streng gewesen sein soll. Awwakum kam durch die Fürsprache seines Landsmanns Ioann Neronow in Moskau unter; dieser erwirkte eine Priesterstelle in der Kasanskij-Kathedrale für ihn. Später wurde er nach Jurjewez versetzt, blieb allerdings, wie es scheint, bei seiner Einstellung: Die dortige Gemeinde verprügelte ihn und ließ ihn, kaum, dass er lebte, in einer Ecke seines Hauses liegen. Awwakum floh wieder nach Moskau und bekam auf dem bereits bewährten Wege Zuflucht bei Neronow. Dort schloss er Bekanntschaft mit dem Zirkel der „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“.

Gleich nach der Wahl Nikons zum Patriarchen, im Jahre 1652, wird von diesem die „Anordnung über das Bekreuzigen mit drei Fingern“ („Ukaz o trojeperstii“) herausgegeben. Die ehemaligen Freunde, allen voran Awwakum, reagierten sehr besorgt: Ihnen schienen die Reformen des Patriarchen eine Zersetzung gerade der Frömmigkeit zu sein, für die sie stritten, und antworteten darauf mit einer Initiative „Zum Schutz des Altehrwürdigen“. Awwakum wurde für den Widerstand gegen die kirchliche und weltliche Macht nach Sibirien verbannt, erst nach Tobolsk, später nach Jakutstk an den Lena-Fluss. Allerdings ließ er auch dort nicht von seiner Tätigkeit ab: 1656 war er einer Expedition des Afanassij Paschkow nach Daurien zugeteilt, im Verlaufe welcher er u.a. bei der Gründung der Stadt Irkutsk zugegen war, aber Paschkow mochte den eifernden Charakter des Awwakum nicht leiden und bestrafte ihn öfters streng zum Beispiel für Denunziationen. Letzten Endes ließ Paschkow Awwakum samt Familie in Sibirien zurück. Awwakum kehrte allerdings 1662, wieder auf Betreiben seiner Freunde, nach Moskau zurück. Er hatte es nicht mehr nötig, sich zu verstecken, denn der Zar bereitete ihm einen würdigen Empfang, wonach er sogar innerhalb des Kreml wohnen durfte. Allerdings lehnte er es ab, von seiner kategorischen Ablehnung der Reform der liturgischen Schriften und der Verurteilung der, seiner Meinung nach, „Veränderung der Frömmigkeit“ abzuweichen. Im Jahre 1664 wurde er nach Pustosjorsk verbannt; 1666 wird er zum Konzil geladen, das – im Beisein der Patriarchen des Ostens[6] – über ihn zu Gericht saß. Im Jahre 1682 wurde er mit Gleichgesinnten auf einem Scheiterhaufen verbrannt, aufgrund von „schrecklichen Lästerungen gegen das Zarenhaus“.

Die „Eiferer der altehrwürdigen Frömmigkeit“

Die nationale Idee – der noch Ende des 15. Jahrhunderts wieder erstarkte Gedanke über eine besondere Vorsehung Russlands innerhalb der orthodoxen Welt – nährte das Selbstverständnis und den Willen der Russen, dieser besonderen Erwähltheit zu entsprechen. Nach dem Fall von Konstantinopel wurde Russland nach Meinung vieler Zeitgenossen zum Erben des orthodoxen Reichs und folglich zum Unterpfand für das Heil der gesamten Welt.

Die „Erzählung vom weißen Klobuk“[7], einem Symbol der Reinheit des orthodoxen Glaubens, welche offenbar Ende des 15. Jahrhunderts in Nowgorod aufkam (und die unter den Altritualisten bis heute eine gewisse Popularität hat), widmet sich der Erwählung des russischen Volks: „Im Dritten Rom aber, das auf russischer Erde steht, erleuchtete die Gnade Gottes“. Die berühmte Aussage des Mönchs Filofej von Pskow – „… Zwei Rome sind gefallen, das dritte steht, und ein

viertes wird es nimmer geben“, welche ein paar Jahrzehnte später auftaucht, verleiht dem Leitbild der russischen Mission in der Welt einen noch größeren, eschatologischen Charakter.

Genau aus dieser „russischen Idee“ heraus erblühte die Bewegung der Bogoljubzen[8]. Wie später die Altritualisten lebten sie ein intensives geistliches Leben, traten für ein bewusstes Verhältnis zum persönlichen Gebet und zum Gottesdienst auf, kämpften gegen Trunkenheit und Unzucht und stellten generell Christus und die Kirche ins Zentrum ihres Lebens. Die Predigten der Bogoljubzen, welche heidnische Tendenzen und Nachlässigkeit dem ewigen Heil gegenüber anprangerten, wurden nicht überall mit Tränen der Reue aufgenommen, und es geschah, dass die Prediger selbst verprügelt und verjagt wurden, weil sie ihrer jeweiligen Gemeinde gegenüber überaus fordernd auftraten – der Protopope Awwakum war nicht allein mit seinem Schicksal. Trotzdem war einige Jahrzehnte später der Erfolg dieser Predigten nicht von der Hand zu weisen. Zum Beispiel wurde in den Konzilien von 1649-1651 beschlossen, in den Kirchen die „Einstimmigkeit“ einzuführen, das heißt, es wurde verboten, verschiedene liturgische Texte gleichzeitig zu singen oder zu beten, womit man bis dato den Gottesdienst signifikant verkürzt hatte. Es wurde eine mündliche, lebendige Predigt in den Kirchen verordnet; die Tätigkeit der kirchlichen Druckereien wurde intensiviert.

Die Intensität des geistlichen Lebens dieser Zeit erinnert an die Glanzzeit des Oströmischen Reiches, als dieses zum ersten christlichen Weltreich wurde. Nach Berichten von Zeitgenossen gab es damals nur im Moskauer Reich solch häufige und lang dauernde Gottesdienste. Erzdiakon Paulos von Aleppo, der im Gefolge seines Vaters, des Patriarchen von Antiochia zum Großen Konzil 1666/67 nach Moskau reiste, beschreibt in seinen Reiseerinnerungen die Frömmigkeit der Russen (hier speziell die Karwoche des Jahres 1666) folgendermaßen:

> „Wir waren vor Müdigkeit kaum bei Bewusstsein, und unsere Beine gaben nach. Gott möge uns beistehen, diese Woche zu Ende zu bringen! Scheinbar sind ihre Beine aus Eisen, und im Land der Russen gibt es keine andere Krankheit als die Gicht und nicht zu lindernde Schmerzen in den Beinen, und das angefangen bei den Zaren bis hin zu den Armen, - alles das wegen des unendlich langen Stehens in den Kirchen (…).
>
> Wir starben fast vor Müdigkeit, die Beine waren taub vom pausenlosen Stehen vom frühen Morgen bis zum Abend. Aber der Frieden Gottes möge auf diesen Menschen ruhen, auf den Männern und Frauen, Kindern und Mädchen, für ihre Geduld, ihr Stehen, ihre Festigkeit von früh bis spät… Es sind Dinge, die der Verwunderung würdig sind! Welch wunderbarer Sitten und bemerkenswerter Tugenden sind wir inmitten dieses Volks Zeugen geworden! Welche Stärke wohnt in ihren Körpern, und wie eisern ihre Beine sind! Sie werden nicht müde und sie erschöpfen nicht. Möge Gott, der Höchste, ihr Dasein verlängern!“[9]

Das irdische Leben sollte, den Idealen der Bogoljubzen zufolge, eine immerwährende Liturgie sein, ähnlich wie jene, die ewig von den Engeln vor dem Angesicht Gottes gefeiert wird (vgl. Johannes-Offenbarung).

Zar Alexei I., der seit 1645 regierte, unterstützte die Sache der Bogoljubzen unter dem Klerus und an seinem Hof anfangs eifrig und führte selbst einen entsprechenden Lebenswandel: Er stand die ganzen langen Gottesdienste bis zum Ende durch, pilgerte, verzichtete auf jedwede Art von Belustigung und Schauspiel; montags, mittwochs und freitags aß und trank er aus

asketischen Beweggründen nichts, widmete geistlichen Gesprächen mit den „Eiferern der Frömmigkeit“, die sich um den Beichtvater des Zaren – Stefan Wonifatjew – versammelten, viel Zeit.

Dieser Wonifatjew-Kreis etablierte sich zu einem gewissen höfischen Zentrum der kirchlichen Leitung, durch welchen die „von unten“ ausgehende, häufig von Gemeindepriestern initiierte, Bewegung der „geistlichen Gesundung“ des Volkes in die Tat umgesetzt wurde. Zu der Zeit, als Nikon nach Moskau kam, gehörten diesem Kreis außer dem Zaren und dessen Beichtvater auch bereits der Bojar Rtischew und der Protopope Ioann Neronow an; zwei Jahre später stieß auch der Protopope Awwakum dazu. Alle fanden sich zur gleichen Zeit am gleichen Ort und waren erfüllt von der Hoffnung auf große Veränderungen.

1652 wird Nikon Patriarch. Die Bogoljubzen triumphierten – ihr Freund und Mitstreiter bekam die reale Möglichkeit, das orthodoxe Reich, das Dritte Rom, welches nicht untergehen sollte, aufzubauen und zu festigen. Der Zar unterstützte Nikon und galt in diesen Jahren als sein Freund. Diese Freundschaft war, Zeitgenossen zufolge, überaus herzlich und galt für viele als ein gutes Vorzeichen für die Zukunft Russlands. Im Jahre 1655 hieß es im in diesem Jahr gedruckten Liturgikon[10] im Vorwort, es seien die „zwei großen Gaben“, die „weise Zweiheit“, die „Gott zur Führung und für die Sorge um Sein Volk erwählt“ hat. Eine solche, aus der byzantinischen Tradition geerbte, „doppelköpfige“ Führung des Reiches, die „Symphonie“ zwischen Kirche und Staat, rief auch keinesfalls den Protest des Zaren hervor.

Der Bruch

In einem Sendschreiben des Patriarchen aus dem Jahre 1653 mit dem Titel „Unterweisung des Patriarchen Nikon an den geheiligten Klerus und die Altardiener“, das an alle Gemeinden versandt wurde, wurde es fortan verboten, sich mit zwei Fingern zu bekreuzigen und, in bestimmten Teilen des Gebets des hl. Ephraim des Syrers, sollten nur mehr „in den Kirchen Verbeugungen bis zum Gürtel“ anstelle der „Metanien auf Knien“ verrichtet werden.

Danach folgte der Druck von liturgischen Büchern mit Veränderungen in den Gebetstexten, den Exklamationen und der Ordnung der Göttlichen Liturgie und anderer Gottesdienste in Anlehnung an aktuelle griechische Vorlagen. Diese energischen und rigorosen Maßnahmen des Patriarchen trafen auf den verzweifelten Widerstand seiner vormaligen Freunde und der gesamten Bewegung der Bogoljubzen.

Hierbei ging es, wie es scheint, nicht nur und nicht so sehr darum, dass das Kirchenvolk zu solch großen Änderungen nicht bereit war. Ganz im Gegenteil, gerade die Jahrzehnte vor dem Patriarchentum des Nikon waren erfüllt von der Erwartung des „Königtums des Heiligen Geistes”, das in der „Erzählung vom weißen Klobuk” prophezeit wurde. Allerdings hat es das nationale Selbstbewusstsein, welches bis hin zur Idee vom Dritten Rom reichte, nicht verkraften können, dass plötzlich die Grundsäulen der orthodoxen Wahrheit insofern erschüttert wurden, dass die russische Kirche die Rolle eines nachlässigen Schülers einnehmen sollte, der sich von den Griechen und Lateinern belehren lassen musste.

Möglicherweise ist das der Grund, weshalb die Verfügungen des Patriarchen Nikon als so schmerzhaft empfunden worden sind. Die gefestigte Ordnung brach in kurzer Zeit zusammen,

und der Mythos von der ewigen Wahrheit der russischen Orthodoxie und der exklusiven Rolle der Rus als Hüterin dieser Wahrheit schien gefährdet zu sein.

Zwischen Patriarch Nikon und den Bogoljubzen kam es zum Bruch und hernach zu heftigen Auseinandersetzungen. Mit derselben Hingabe, mit der sie vorher die gemeinsamen Ideen verteidigten, stritten sie nun gegeneinander. Diese zweifellos charismatischen Persönlichkeiten erwiesen sich als gleich stark, aber – wie es den Anschein hatte – nahmen sie gegensätzliche Positionen ein. Die historischen Figuren des Protopopen Awwakum und die des Patriarchen Nikon hinterließen im russischen gesellschaftlichen Bewusstsein eine deutliche Spur, und bis heute stellt man sich die Frage: Wer hatte recht?

Es ist bekannt, dass die neuen Übersetzungen der liturgischen Schriften, die in der Zeit des Patriarchen Nikon angefertigt wurden, von griechischen Originalen erfolgten, die – unter dem Einfluss des Türkenjochs – in Venedig gedruckt worden sind, also bei den „ketzerischen Lateinern“. In etwa Gleiches gilt hinsichtlich der Rituale und deren Formen, wie beispielsweise der Sitte des griechischen Klerus, das Haar lang zu tragen. Bei den Griechen (in Byzanz) war langes Haar ein Symbol weltlicher Macht; unter dem Türkenjoch bekamen die Patriarchen vom Sultan die Rolle eines „Ethnarchen“, der für die Griechen im Reich verantwortlich war, und damit die weltliche Macht, die durch lange Haartracht symbolisiert wurde. Auch der Klerus in Russland trug nun seit den Zeiten des Patriarchen Nikon ungeschnittene, das heißt lange Haare. Solche rein äußerlichen Faktoren waren dazu imstande, die Bogoljubzen nachhaltig zu kränken und richteten sich gegen ihre Überzeugung, die „russische Version“ der Orthodoxie nehme eine herausragende Rolle ein, was deren Reinheit und Exklusivität anbelangt.

Metropolit Makarij[11] argumentiert, dass in der Auseinandersetzung zwischen Nikon und Awwakum der Patriarch rein formell „recht“ hatte: Es könne keine Rede von dessen Eigenmächtigkeit sein, denn alle Reformen, angefangen mit der „Verfügung über das Bekreuzigen mit drei Fingern“ bis hin zur Revision der liturgischen Schriften wurden dem Bischofskonzil zur Approbation vorgestellt, bevor sie rechtskräftig wurden. Gleiches gilt für das Anathema gegen die Schismatiker[12]. Wer ist es also, dem gegenüber Awwakum und seine Gefolgsleute Ungehorsam leistete? Letztlich wäre dies also die Kirche und ihre Hierarchie. Alles Übel lag aber möglicherweise darin, dass – wie Erzpriester Georgi Florowskij feststellt – „das Geheimnis Nikons in seinem Temperament“[13] zu suchen ist.

Eine Konfrontation?

Metropolit Makarij bemerkt[14] allerdings gleichzeitig, dass Patriarch Nikon durchaus nicht daran ging, die „alten Rituale“ abzuschaffen, sondern sie für ebenso würdig befand wie die „neuen“, er habe nicht verboten, danach Gottesdienst zu feiern, und wird zitiert mit „beide sind gut“. Der Kampf galt allerdings denen, welche die revidierten liturgischen Schriften als einen Bruch mit der kirchlichen Tradition verdammten, also mit denen, welche die „alten Rituale“ zu einem unausgesprochenen Dogma erhöhten. Es scheint, als habe Russland noch 300 Jahre vor dem Westen seine Version eines römisch-katholischen „Lefebvre“-Schismas durchlitten.

Awwakum seinerseits widerstand nicht so sehr der Person des Patriarchen Nikon, als vielmehr Teilen seines kirchlichen Wirkens. Obschon er seinen Gönnern, die seine Rückkehr aus der

Verbannung nach Moskau ermöglichten, wohl Dank schuldig war, verliefen die Wege Awwakums und die seiner Gönner unterschiedlich: Diese kämpften gegen die Person des Nikon, Awwakum aber kämpfte lediglich gegen Nikons kirchliche Reformen.

Das Hauptmotiv für den gegenseitigen Ungemach war also anderswo zu suchen. Die „weise Zweiheit", die Freundschaft zwischen dem Zaren und dem Patriarchen, zerbrach daran, dass sie dem Druck der jeweiligen persönlichen Ambitionen und der Intrigen am Hofe nicht gewachsen war. In dem Moment, als die Zuneigung des Zaren sich in Feindseligkeit wandelte, die vormalige Größe und das Wohlergehen durch Verfolgung und Mühsal abgelöst wurde, rebellierte Nikon, der inzwischen seine Kathedra verlassen hatte, gegen die staatliche Gewalt und ähnelt im Stil seiner Polemik erstaunlicherweise seinem ehemaligen Freund, dem Protopopen Awwakum; selbst die Ideologie und gar die Terminologie des Nikon weisen erstaunliche Ähnlichkeit mit denen der „Altritualisten" auf.

„Das Priestertum steht höher als das Königtum", und das Nikon zufolge kraft dessen, dass es höhere Aufgaben und Rechte hat; so argumentiert er in seiner Antwort auf den Dialog zwischen dem Bojaren Streschnjow und Paisios Ligarides, dem Metropoliten von Gaza[15]. Den Aufruf zum Widerstand gegen die Verordnung des Zaren von 1649 über die Schaffung des „Klosteramts" erweitert er zu einem Kampfaufruf gegen den Staat selbst bis hin zum Martyrium:

> „Ebenso auch heute, wollte sich jemand ermannen und zum Schutze des heiligen Evangeliums, der Gebote Christi und der heiligen Apostel, sowie der Kanones der heiligen Väter aufbegehren, und gleich den ersten Märtyrern nicht nur den Richter[16] nicht anhören, sondern ihn dazu noch anspeien und seine Verordnungen verdammen, ebenso sein Gesetz[17], und er bei den Amtsleuten dessen Kraft und die Erinnerung daran vernichtet, herausreißt, bespeit und zertrampelt, wahrlich, ein solcher sündigt nicht gegen das Heil und gleicht den ersten Märtyrern."

Der ehemalige Patriarch glaubt von sich ebenso wie die „Altritualisten", er verteidige die „heiligen und göttlichen Kanones", er sieht im Staat das Reich des Antichristen und selbst in der Kirche die „Hure" aus der Johannesoffenbarung:

> „…wenn heute die Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, die Archimandriten, Äbte, Priester und Diakone und die übrigen Kirchendiener, entgegen dem göttlichen Gesetz das Gericht des Zaren und übriger weltlicher Menschen anrufen, so sind die Metropoliten es nicht mehr würdig, Metropoliten genannt zu werden, ebenso auch die Erzbischöfe, bis hin zu den Geringsten. … In der Kathedrale[18] gibt es keinen Gesang mehr[19] Und die Kirche ist zu einer Spelunke, oder zu einer Höhle geworden. Deshalb ist sie nun verwaist. Und wenn es einen neuen Patriarchen geben wird, so wird sie zur Hure."

Genau die gleiche Art Dialektik sieht man bei Awwakum und seinen Gefolgsleuten in ihrer Polemik gegen die „Nikonianer".

Schluss

Awwakum sah einen Verrat an der Orthodoxie in der Änderung der Rituale, Nikon in einer

Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten, selbst wenn dies nicht die Glaubenslehre betraf. Tatsächlich widerstanden die beiden nicht so sehr einander, wie sehr sie beide gegen eine sich abzeichnende Emanzipation des Staates von seiner geistlichen Grundlage, der Kirche, stritten, also gegen die Säkularisierung der Gesellschaft, gegen den aus ihrer Sicht unmöglichen Fall des „Dritten Rom“:

> „Das Gespür sagte ihm (Nikon - R.B.) richtig, dass mit den neuen Ordnungen und der Ideologie eines neuen, säkularisierten Staates, die Epoche eines erst nur „laizistischen“, säkularen, und später allerdings eines direkt antireligiösen und gar gottlosen Geistes beginnt, der letztlich seit der Zeit Peters I. über Russland hereinbrach. Durch dieses Gespür geleitet und an Kleinigkeiten verhaftet, charakterisiert Nikon in tragischer Weise die Autoren der Verordnung von 1649 über die Schaffung des Klosteramtes.“[20]

Sowohl der eine, als auch der andere hielten an Scheingründen für ihren Ungehorsam fest und nahmen diese zum Vorwand für ihre ungestümen gegenseitigen Anschuldigungen. Beide wurden durch ein und dasselbe Konzil von 1666 verurteilt. Im Falle von Awwakum wurde dies direkt als Verurteilung wegen Widerstands gegen den Zaren formuliert, im Falle von Nikon handelte es sich um eine Verurteilung wegen des eigenmächtigen Verlassens der Kathedra, allerdings zeigt die ausführliche „Anklage des Patriarchen Nikon“ aus der Feder Alexanders, des Bischofs von Wjatka, welche dieser 1662 beim Zaren einreichte, dass hinter der Verurteilung des Nikon eigentlich der gleiche Grund zu suchen ist wie bei der Verurteilung des Awwakum:

> „Ihn selbst richtest du, ebenso die hochgeweihten Metropoliten, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Archimandriten und Äbte, die Klöster, die geweihten Ältesten und den ganzen kirchlichen Klerus. … Und nun wagt er (Nikon - R.B.) es zu schreiben und dich einen Verfolger und ein Raubtier zu nennen, und tritt dabei den Kanon 84 der Canones apostolorum mit Füßen, der folgendermaßen lautet: Wenn jemand dem Herrscher zu Unrecht Misshelligkeit bereitet, so, wenn er ein Bischof oder sonstiger Kirchendiener ist, soll er ausgeschlossen werden. (…) Petrus, der höchste unter den Aposteln, gebietet, den Kaiser zu ehren. Und ebenso schreibt der göttliche Apostel Paulus: Von dem Obersten deines Volkes sollst du nicht übel reden (Apg. 23:5). Und er gebietet es, für den Herrscher zu beten und für alle, die in der Macht sind. Der Kirche oder dem Herrschenden Misshellkigkeiten zu bereiten ist in allem verboten.“[21]

Beide, Awwakum und Nikon, wandten sich auf jeweils ihre Weise gegen die „Enthauptung“ des zweiköpfigen Adlers der Symphonie zwischen Kirche und Staat: Ersterer sah den Fall des geistlichen Haupts in der „Missachtung der Tradition“, letzterer kämpfte gegen die Vereinnahmung des geistlichen Haupts durch das weltliche. Auch wenn diese Symphonie meist nur – auch in Byzanz – ein unerreichtes Ideal war, so waren doch beide, Nikon und Awwakum, ausgesprochene Idealisten, die im Verlauf einer langen Zeit beide versucht haben, dieses Ideal zu verwirklichen.

Beide Schicksale hatten einen ähnlichen Anfang, und ebenso ähnlich endeten sie: in der Verbannung und Exkommunikation (im Falle Awwakums) und im Ausschluss aus dem priesterlichen und kirchlichen Dienst (im Falle Nikons).

Erschienen in: "CRISIS" Ausgabe 2 (Herbst 2022)

Quellen und Literatur

Makarij (Bulgakow, Metropolit). „Geschichte der Russischen Kirche“, Buch 5, Bd. 10

Kartaschow A.W. „Die Ideologie des Patriarchen Nikon“ (aus: Kartaschow, „Geschichte der Russischen Kirche“)

Aleksander, Bischof von Wjatka. „Anklage gegen den Patriarchen Nikon“, Veröffentlichung von D. F. Polesnew

Titowa A. „Patriarch Nikon, oder zur Frage nach der Vorsehung Gottes und der Demut des Menschen“

Schuscherin, Iwan. „Nachricht von der Geburt, der Erziehung und vom Leben des heiligsten Patriarchen Nikon“

„Lebensbeschreibung des Protopopen Awwakum“, Publikation auf www.russia.rin.ru

Hösch, Edgar: Die Idee der Translatio Imperii im Moskauer Russland, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2010-12-03. URL: http://www.ieg-ego.eu/hoesche-2010-de

Fußnoten

1. Über seine Frau wird vom Biographen Nikons (Iwan Schuscherin, sein Zellendiener) eher Negatives berichtet. Nach seinem Zeugnis war sie nicht fromm und ist in Wirklichkeit keine Nonne geworden. Trotzdem hat sich Patriarch Nikon später um ihr Auskommen gekümmert. ↩
2. Da der Sohn von Patriarch Filaret, Michail Fjodorowitsch, damals Zar war, wundert es nicht, dass Filareteinen Patriarchen als seinen Nachfolger sehen wollte, welcher der Macht des Zaren nicht gefährlich werden konnte. ↩
3. Z.B. die Bischöfe Pawel von Kolomna (auch ein Landsmann von Patriarch Nikon!) und Simeon von Tobolsk. ↩
4. Eine bis dahin in russischen Kirchen verbreitete Unsitte, zur Verkürzung von Gottesdiensten mehrere Gebete, Psalmen usw. gleichzeitig zu lesen zu lassen. ↩
5. So berichtet Awwakum selbst in seiner Autobiographie. ↩
6. Mit den „Patriarchen des Ostens“ meint man gemeinhin die Patriarchen der Ortskirchen von Antiochia und Jerusalem. ↩
7. Dazu Edgar Hösch in „Die Idee der Translatio Imperii im Moskauer Russland“: „Die Legende ist im Umfeld des Novgoroder Erzbischofs Gennadij (1410–1505) entstanden und schildert die Herkunft dieser besonderen Kopfbedeckung der Novgoroder Erzbischöfe, die später auch von den Moskauer Patriarchen getragen wurde. Demnach soll es sich um den Klobuk des Papstes Silvester I. (gest. 335) handeln, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts von Rom an den Patriarchen Philotheos I. (1300–1376) in Konstantinopel überbracht wurde und der ihn nur widerwillig, einem Traumgesicht folgend, an den Novgoroder Erzbischof weiterreichte. Zur

Begründung für die nächtliche Weisung wird auf die Glaubenstreue Russlands nach dem Abfall des alten Rom und auf die drohende Eroberung Konstantinopels durch die Türken verwiesen.“ (sic) ↩

8. Deutsch in etwa: „die Gott liebenden“ ↩
9. Erzdiakon Paulos von Aleppo, „Die Reisen des Makarius, Patriarch von Antiochia“, t. IX, Kap. XIV. ↩
10. Messbuch ↩
11. Metr. Makarij (Bulgakow), „Geschichte der russischen Kirche”, Buch 5, Bd. 10 ↩
12. Gemeint sind die Altritualisten, die „Raskolniki“. ↩
13. Zit. nach: Titowa A., „Patriarch Nikon, oder zur Frage nach der Vorsehung Gottes und der Demut des Menschen“ ↩
14. Metr. Makarij (Bulgakow), ibid. ↩
15. Diese Anmerkung und weitere Zitate in diesem Absatz nach: Kartaschow, Geschichte der Russischen Kirche. „Die Ideologie des Patriarchen Nikon“. ↩
16. Analog zu den Prozessen über die frühen Märtyrer im Römischen Reich gebraucht Nikon hier „Richter“ als Bezeichnung für den Zaren. ↩
17. Gemeint ist die Verordnung über die Schaffung des „Klosteramts“ von 1649. ↩
18. Gemeint ist die Uspenskij-Kathedrale in Moskau als Sitz des russischen Patriarchen. ↩
19. D.h., es gibt keinen gültigen, gnadenerfüllten Gottesdienst mehr. ↩
20. Kartaschow, ibid. ↩
21. „Anklage gegen den Patriarchen Nikon“ des Bischofs Alexander von Wjatka, Art. 7. ↩

Der heilige Gregorios Palamas und der byzantinische Hesychasmus

24.02.2006 · Artikel · Roman Bannack

Der Begriff des Hesychasmus in der Geschichte

Der Begriff „Hesychasmus" geht auf das griechische Wort Hesychia (ησυχία) zurück, welches so viel bedeutet wie „Schweigen", „innerer Friede", „Losgelöstheit", das heißt, es bedeutet ein Ideal einer zurückgezogenen und asketischen Konzentration. Dieser Begriff wird im Slawischen im Allgemeinen als «безмолвие»[1] wiedergegeben.

In der frühchristlichen Epoche bedeutete Hesychasmus ganz allgemein das Eremitentum – die einsame Askese eines Eremiten. Ein Hesychast ist genau genommen ein Schweiger. Die Lehre vom Schweigen und vom „Gebet des Geistes", d.h. die Lehre des Hesychasmus, geht zurück auf die frühesten Väter der Christenheit, zum Beispiel auf den hl. Antonios den Großen (3. Jh.), den hl. Makarios den Großen (4. Jh.), den hl. Johannes Klimakos (6. Jh.) usw. Der hl. Antonios lehrt in seinen «Vorschriften für das Einsiedlerleben":

> „Eine vorzügliche Sache ist es, das Schweigen zu bewahren, womit man den Herrn nachahmt, Welcher, ungeachtet des Rangs des Herodes, das Schweigen beibehielt"[2].

Der hl. Johannes Klimakos, Abt auf dem Berg Sinai im 6.-7. Jh., einer der am besten bekannten Lehrer orthodoxer Askese, lehrte:

> „Ein Hesychast ist jemand, der mit allen Kräften versucht, das Körperlose in das Haus seines Körpers einzuführen … möge das Gedächtnis an Jesus sich mit deinem Atem verbinden, und so wirst du den Nutzen der Hesychia [des Schweigens] erfahren"[3].

Als eigentlicher geistlicher Vater der athonitischen Hesychasten gilt jedoch der hl. Simeon der Neue Theologe (+1022), welcher es in seiner Lehre zur zentralen These gemacht hat, dass das höchste Ziel der Askese die „Erfahrung des Göttlichen Lichts" ist. Dieses wichtigste Lebensziel ist, ihm zufolge, die Erleuchtung auf dem Wege der Einkehr in sich selbst und geistlicher Konzentration.

Später, im 13.-14. Jahrhundert, ist der Begriff des Hesychasmus eng verbunden mit den psychosomatischen[4] Methoden der Ausübung des Jesusgebets, das heißt, er verweist weniger auf das Eremitentum, als vielmehr auf eine bestimmte Schule des geistlichen Lebens, welche auch in koinobitischen Klöstern oder „in der Welt" (als Unterschied zu „im monastischen Leben") auftreten kann.

In der zeitgenössischen Literatur nun wird die Theologie des hl. Gregorios Palamas, das heißt, seine Lehre über die ungeschaffenen Energien, als Hesychasmus bezeichnet, obwohl Palamas selbst darin nur die Theologie der Kirchenväter über die Beziehungen Gottes zur geschaffenen Welt sah.

Auf diese Weise kann man sich fragen, warum die mit dem Hesychasmus verbundenen

Streitigkeiten sich auf einer Person konzentrieren – auf dem hl. Gregorios Palamas. Es gab keine Angriffe auf die hierüber erwähnten Eremiten und früher lebenden Kirchenlehrer. Es gab auch keine Anfechtungen des hl. Gregorios den Sinaiten – einen Zeitgenossen des hl. Gregorios Palamas, der eine umfassende Lehre des Hesychasmus in seinen «150 Kapiteln» kurz vor dem hl. Palamas niederschrieb.

Das lag wohl daran, dass der Hesychasmus, wie bereits angemerkt, keine Neuerung für das 14. Jahrhundert war; was jedoch neu an dieser Zeit war, sind die Ideologien und die Vertreter des Humanismus, der Renaissance und der Scholastik in der Ostkirche, welche den Hesychasmus als im Grunde feindselig identifizierten und sich an die Polemik dagegen machten. Der bekannteste Vertreter dieses Lagers war zunächst der kalabrische Mönch Barlaam.

Die dogmatische Theologie „entwickelt" sich entsprechend des Auftretens von Lehren, die für kirchlich oder christlich ausgegeben werden, es aber in Wahrheit nicht sind. Im Augenblick, da diese Auftreten oder signifikante Verbreitung finden, sind es kirchliche Konzilien, die sich als Organ und Stimme der gesamten Kirche zu dieser oder jener Lehrmeinung äußern. Solche Konzilien fanden auch zur Frage des Hesychasmus statt; in den *Tomoi* von 1341 und der nachfolgenden Jahre hat die Orthodoxe Kirche festgestellt, dass der Hesychasmus eine Lehre der kirchlichen Tradition ist, welche sich in Übereinstimmung mit der monastischen Erfahrung aller vorangegangenen Jahrhunderte befindet; der Humanismus dagegen ein säkularer Geist, welcher der Kirche und ihrer Tradition und Überlieferung fremd ist.

Ein kurzer Überblick über die byzantinische Theologie, Kultur und Gesellschaft bis zur Zeit des hl. Gregorios Palamas

Der Begriff «byzantinische Kultur» ist eine bekannte Bezeichnung jener bestimmten Formen der Staatsführung, Wissenschaft, Kunst und Kirchlichkeit, welche sich im Oströmischen Reich im Verlauf von vielen Jahrhunderten ab dem 4. Jahrhundert heranbildeten, jenes Jahrhundert, das den Beginn des öffentlichen Auftretens der Kirche markiert. Seit dem 4. Jahrhundert begann die Kirche, die Gesellschaft allmählich zu verklären, indem sie ihr bestimmte moralische, religiöse und weltanschauliche Werte eingab. Zum 8. Jahrhundert, der Zeit der ikonoklastischen Unruhen, kann man bereits von einer allgemeinen «Kirchlichkeit» sprechen, d.h. einem generellen Interesse aller Gesellschaftsschichten an kirchlichen Themen. Das Staatswappen von Byzanz, der doppelköpfige Adler, der die Symphonie von weltlicher und geistlicher Macht in einem Staatsorganismus bedeutet, versinnbildlicht damit den ganzen Gehalt der byzantinischen Zivilisation.

Was stellte diese Zivilisation dar? Als die Kontakte zwischen Christentum und der heidnischen Kultur begannen, so schien es, dass es zwischen diesen beiden niemals einen Kompromiss geben kann: entweder muss das Heidentum mit all seinen Errungenschaften verschwinden, oder die Kirche Christi wird auch fürderhin verfolgt sein wie in den ersten drei Jahrhunderten ihrer Existenz. Tatsächlich gab es Tendenzen der einen wie der anderen Richtung: im Jahre 529 zum Beispiel befahl Kaiser Justinian I die Akademie in Athen und andere heidnische Schulen als «Brutstätten von Häresiearchen» zu schließen; für die entgegengesetzte Richtung reicht es, an

Kaiser Julian (361-363, „Iulianus Apostata”) und sein Verhältnis zu Kirche und christlicher Religion zu denken. Allerdings hat die Geschichte mit der Zeit anders entschieden. Indem sie den Worten des hl. Apostels Paulus folgte, welcher sagte, *„prüft aber alles, und das Gute behaltet*" (1 Thess. 5:21), hat die Kirche in den Personen ihrer großen Glaubensväter und Heiligen begonnen, sich die Früchte der menschlichen Betätigung anzueignen, welche bis dahin als Produkte der heidnischen Kultur galten. Gerade zum Schutz vor Häresien heidnischen Ursprungs zum Beispiel bedurfte es der Sprache der Philosophie, wie man an den «trinitarischen» Streitigkeiten des 4. Jahrhunderts sehen kann, wo es notwendig wurde, eine deutliche Unterscheidung der Begriffe «Wesen» und «Hypostase» (im Göttlichen) zu postulieren. Natürlich begann die Kirche nicht einfach «heidnisch» zu reden, sondern sie verklärte jenes Gute, das sie in der bis dato heidnischen Welt vorfand, in ein Werkzeug zum Dienst an Christus.

Die Kirche nahm also die guten Früchte des Heidentums auf und krönte sie: man muss festhalten, dass diese Krönung nicht einfach ein Hinzutun oder ein neuer Anstrich war, sondern eine wesentliche qualitative Veränderung, ähnlich wie im Falle des Altars auf dem Areopag in Athen, der dem «unbekannten Gott» geweiht war, wo erst die Predigt des Apostels Paulus (s. Apg. 17:22f) endlich die menschliche Suche nach Gott beendet, deren Errungenschaften der Apostel eindeutig nicht verwirft (sondern, ganz im Gegenteil, die Athener lobt, indem er sie als «gottesfürchtig» bezeichnet), sie aber aufnimmt und mit wahrer Gotterkenntnis krönt.

Die Kirche hat auf diese Weise alles Beste aus der alten Welt aufgenommen. Allmählich bildete sich eine christlich-griechisch-östliche Kultur, welche letzten Endes eben als byzantinische Kultur bezeichnet wurde. Man muss anmerken, dass die Kirche in allen Zeiten sehr genau darauf achtete, dass die Aneignung des «Nützlichen» aus der nichtchristlichen Welt nicht missbraucht, d.h. zur Häresie, wurde: Ungeachtet der beschriebenen Synthese gab es bei den Byzantinern die Überzeugung, dass man „Athen niemals mit Jerusalem vereinbaren kann. Als gestrenge Wächter traten in dieser Hinsicht führende Vertreter des Mönchtums auf, welche sich vehement gegen die «weltliche Weisheit» verwehrten"[5]. Erzpriester Johannes schließt weiter über den Erfolg dieser Wächter:

> „Das seiner Sprache und Kultur nach griechische Byzanz nahm auf diese Art gegenüber der griechischen Philosophie eine viel ablehnendere Haltung ein, als der Westen das jemals getan hat. Im Vorfeld jener historischen Periode, in welcher der Westen sich der Philosophie der Antike zuwandte und so in die große Epoche der Scholastik eintrat, hat die Byzantinische Kirche jeglichen Gedanken über eine neue Synthese des griechischen Geistes mit dem Christentum abgelehnt, womit sie nur jener Synthese treu blieb, die in der patristischen Periode erreicht wurde"[6].

Dieser Unterschied zwischen der Byzantinischen und der Westkirche liegt auch im Grunde der Problematik, die in dieser Arbeit besprochen wird.

Nach der Katastrophe von 1204, als Byzanz der Barbarei der Kreuzfahrer ausgeliefert war, beginnt die Zeit eines allmählichen politischen und ökonomischen Verfalls des Imperiums, aber interessant ist der Umstand, dass dieser allmähliche Verfall von einer Blütezeit der Kunst begleitet wird, was bei den Historikern im allgemeine als «paläologische Renaissance» bezeichnet wird[7]. Im Gegensatz zur weltlichen Kunst jedoch charakterisiert Oleg Klimkow in

seiner Arbeit diese Periode als «Zeit der Stagnation» des theologischen Denkens: die Kirche hat in den damals schon antiken «patristischen» Zeiten das eine oder andere Instrument der Philosophie assimiliert und hat es sich darauf bewenden lassen; im «Synodikon des Sonntags der Orthodoxie», welcher im Jahre 843 nach dem endgültigen Sieg über dem Ikonoklasmus erstellt und später erweitert wurde, werden die antiken griechischen Philosophen verurteilt (Anathema Nr. 5). Man machte allerdings einen Unterschied zwischen denen, die sich der Belehrung wegen den «hellenischen Erforschungen» hingaben und solchen, welche die «törichten Meinungen» der Philosophen teilten (Anathema Nr. 7).

So seltsam das sein mag, es war die Westkirche, in der der Hellenismus unterkam und als säkularer Humanismus und Scholastik auferstand. Der Begründer der Scholastik, der hl. Thomas von Aquin, hatte mit seinen Werken auch einen nicht unerheblichen Einfluss auf intellektuelle Kreise in Byzanz. Seine «Summa theologiae» und «Summa contra Gentiles» wurden in der Ostkirche dank den Bemühungen des Johannes Kantakouzenos[8] und seines Zirkels verbreitet, welcher sich damit beschäftigte, lateinische Schriften ins Griechische zu übertragen. Die Begeisterung an den Werken des hl. Thomas war so groß, dass man sogar von einem «Thomismus» sprechen muss -- einer Bewegung von Intellektuellen in Byzanz, welche im wesentlichen antipalamitisch war, nicht selten Parteigänger der Union mit Rom hervorbrachte oder ihre Anhänger einfach nur veranlasste, zur Römischen Kirche überzutreten, wie man das am Beispiel der Demetrios Kydones[9] sieht. Interessant ist aber etwas anderes: die Ostkirche konnte die Werke des Aquinaten und anderer Scholastiker aufnehmen und in den Diensten der Orthodoxie gebrauchen.

So hat Kantakouzenos selbst mehrere antiislamische Schriften auf Grundlage der von Kydones übersetzten scholastischen Literatur herausgegeben, und der Vorgänger des hl. Gregorios Palamas auf der Kathedra des Erzbischofs von Thessalonike, Neilos Kabasilas (+1363),

> „äußerte eine leidenschaftliche Begeisterung über die Bücher des Thomas. Neilos Kabasilas wurde unter den Griechen der erste Schriftsteller, der nicht nur eine Fülle an Wissen über die lateinische Theologie besaß, sondern der dieses Wissen auch in seinen Schriften zugunsten des Palamismus und wider das „Filioque" zu gebrauchen wusste. Das gleiche ... gilt auch für Josephos Vrennios (+1439), einen „erleuchteten Lehrer", welcher der lateinischen Sprache mächtig war, der Gesandter auf dem Konzil zu Konstanz gewesen ist und trotz alledem ein erbitterter Gegner jeglicher doktrinaler Kompromisse mit den Lateinern war. Noch ein thomistischer Palamit, Georgios-Gennadios Scholarios, wirkte in Florenz, bevor er der erste Patriarch unter dem Joch der türkischen Eroberer wurde."[10]

Hierhin gehört ebenso Nikolaos Kabasilas, der Neffe des erwähnten Neilos. Dieser gehörte auch zum „Zirkel des Kantakouzenos", und über seine Werke schließt Erzpriester Johannes Meyendorff so:

> „Um die theologischen Errungenschaften des 14. Jahrhunderts zu verstehen, sollte man Palamas und Kabasilas parallel lesen."[11]

Auf diese Weise reifte in der Kirche allmählich eine Situation heran, die ihrem Charakter nach an die Zeit der triadologischen und christologischen Auseinandersetzungen des 4. Jahrhunderts

erinnerte: das Heidentum nahm eine neue Gestalt an und forderte die Orthodoxie heraus. Der hl. Gregorios Palamas sollte nun *„die nächste, und letzte große Gestalt der byzantinischen Theologie"*[12] werden, der es gelingen sollte, eine Theologie zu formulieren, die einerseits *„die Schwachstellen der byzantinischen theologischen Bildung, genauer gesagt … die fehlende Verbindung zwischen Theologie und Philosophie"*[13] überwand, andererseits aber fest in der kirchlichen Überlieferung und dem Geist der Orthodoxie verwurzelt war, aus welchem der Hellenismus die Theologie des Westens herausriss.

Der hl. Gregorios Palamas - eine kurze Lebensbeschreibung[14]

Der hl. Gregorios Palamas wurde im Jahre 1296 in Kleinasien geboren; während eines Überfalls durch die Türken floh seine Familie nach Konstantinopel. Dort bekam er eine hervorragende Bildung am kaiserlichen Hof: Kaiser Andronikos II Palaiologos selbst nahm sich der Ausbildung und Erziehung des Jungen an, nachdem im Jahre 1303 Gregorios\' Vater Konstantin gestorben war. Der Imperator wünschte, dass der Junge sich dem Staatsdienst widmen würde, doch Gregorios, kaum 20 Jahre alt geworden, begab sich im Jahre 1316 auf den Athos und trat als Novize ins Kloster Vatopedi ein, wo er unter der Anleitung eines alten Mönchs, des hl. Nikodemos von Vatopedi, die Mönchstonsur erhielt und den Weg der Askese einschlug. Nach drei Jahren unter der Anleitung des hl. Nikodemos setzt der künftige Erzbischof seine Askese in der Lawra des hl. Athanasios fort, später in der Einsiedelei Glossia, wo er eine lange Zeit in fortwährendem Gebet, Tränen, Fasten und Wachen verbrachte. Der Einfall der Türken veranlasste ihn, wie viele andere Asketen der damaligen Zeit (unter ihnen der hl. Gregor der Sinait) den Athos zu verlassen.

In Thessalonike wurde er zum Priester geweiht. In einer Einsiedelei auf einem Berg nahe Verria [15] setzte er seine Askese als Einsiedler fort, traf sich mit seinen Mönchsbrüdern nur einmal in der Woche. Damals, im Jahre 1326, war er 30 Jahre alt, und er konnte sich nicht über einen Mangel an guter Gesundheit und körperlicher Kräfte beklagen. Nach 5 Jahren verließ er die Einsiedelei, kehrte auf den Athos zurück und ließ sich in der Einsiedelei des hl. Sabbas nieder. Gegen 1334 beginnt er, seine Werke zu schreiben.

Später, gegen 1335-36, wird Gregor zum Abt des Klosters Esphigemenou gewählt. Allerdings verlässt er dieses Kloster alsbald und kehrt in die Einsiedelei des hl. Sabbas zurück. Nun tritt er in die Zeit seines Lebens ein, in welcher der Streit mit seinen Gegnern Barlaam und Akyndinos beginnt.

Barlaam und seine Anhänger wurden vom Konzil im Juli 1341, das in der Hagia Sophia in Konstantinopel stattfand, verurteilt. Allerdings wurde später aufgrund von Intrigen der Verurteilten ein neues Konzil einberufen, auf welchem die erst Verurteilten sich durchzusetzen vermochten, Gregorios aber wurde eingekerkert. Nach seiner Befreiung wird er auf die Kathedra von Thessalonike geweiht. Die Gläubigen dieser Diözese aber lehnen ihn ab, und er kehrt auf den Athos zurück. Hier bittet der serbische König Stefan Dušan[16] ihn vergeblich, die Kathedra des bulgarischen Metropoliten einzunehmen. Doch auch auf dem Athos fand er keine Ruhe. Gregorios kehrt nach Konstantinopel zurück und lässt sich auf der Insel Lemnos nieder. Endlich rufen ihn die Gläubigen in Thessalonike zu sich und empfangen ihn mit großen Ehren. Noch

einmal war es Gregorios beschieden, ein schweres Los zu ertragen: er wurde von den Türken gefangen genommen und später von den Bulgaren freigekauft. Es sind nicht wenige Wunder überliefert, die auf die Gebete des hl. Gregorios in dessen letzten 3 Lebensjahren passierten; am 14. November 1359 starb er im Alter von 63 Jahren, nachdem er 12 Jahre Bischof gewesen ist.

Barlaam von Kalabrien als Vertreter des säkularen Humanismus[17]

Barlaam, ein «Mönch und Philosoph», kam ungefähr 1330 nach Konstantinopel. Er stammte aus Kalabrien und war seiner Sprache und Bildung nach Grieche, allerdings erfüllt vom Geist der italienischen Renaissance. Gleichzeitig war er der Orthodoxie, dem Glauben seiner Väter, treu. In der Kaiserstadt wird er zunächst ein Schützling des Johannes Kantakouzenos, welcher ihm die Möglichkeit verschafft, sich einer Lehrertätigkeit zu widmen. Darin war Barlaam sehr erfolgreich, sein Ruhm wuchs ziemlich schnell. Seine Schriften zu den verschiedensten Wissenschaften genossen eine große Nachfrage selbst dann noch, als er seine Konfrontation mit dem Mönchtum hatte und darin unterlag.

Im Allgemeinen wird Barlaam von seinen Zeitgenossen als ein stolzer und hochmütiger Mensch beschrieben. Diese seine Eigenschaft gestattete es ihm nicht, mit seinen «Kollegen», den byzantinischen Humanisten in Konstantinopel, zurechtzukommen. *„Palamiten und Antipalamiten gleichermaßen verlachen seine überhebliche Art und Weise*"[18]. Sein Konflikt mit dem Mönchtum fand auf zwei Ebenen statt: auf theologischer und asketischer Ebene.

Die theologische Meinung Barlaams

Als ein treuer Sohn der Orthodoxie schuf Barlaam Schriften gegen die Lateiner, wo er in der Frage des Ausgehens des Heiligen Geistes das vorgeblich apophatische Argument benutzte,

> „da Gott nicht zu erfassen ist, sollten die Lateiner ihre Versuche aufgeben, die Richtigkeit ihrer Lehre über das Ausgehen des Heiligen Geistes zu beweisen… So führte der nominalistische Agnostizismus Barlaams zu einem Relativismus in der Glaubenslehre"[19].

Im Jahre 1339 begab sich Barlaam als Bote des Imperators (ohne ein Mandat der Kirche) nach Avignon, um Papst Benedikt XII ein Unionsprojekt zu unterbreiten, das auf solchen relativistischen Grundlagen beruhte. Doch auch dort war man nicht geneigt, ihn anzuhören, und seine Mission brachte keinerlei Nutzen. Der Papst forderte die vollkommene Unterwerfung der Ostkirche und duldete keinen Kompromiss, egal wie dieser aussähe.

Außerdem lehrte Barlaam auf dieser Grundlage, dass das Thaborlicht, also die Energien Gottes, geschaffen sind, denn Gott Selbst ist ja nicht zu erfassen und teilt Sich Selbst nicht den Geschöpfen mit.

Barlaams Kritik an der Art des Gebets der Hesychasten

In Thessalonike lernte Barlaam einige Formen der monastischen Askese kennen; als er die Meinung hörte, dass der menschliche Körper fähig sei, am Gebet teilzuhaben und das Wirken der

göttlichen Gnade zu spüren, veranlasste ihn das zur Empörung und dazu, eine Beschwerde über die Mönche an den Patriarchen zu richten. Der Patriarch lehnte diese Beschwerde ab und gebot Barlaam, seine Tätigkeit gegen die Mönche einzustellen, allerdings leistete dieser keinen Gehorsam.

Gleichzeitig zu diesen seinen Ansichten *„bezeichnet Barlaam die heidnischen Philosophen als «von Gott erleuchtet», das heißt, er erniedrigt die Gnade Gottes zu einer natürlichen Gabe und verringert damit ihre Bedeutung*"[20].

Gegen eine solche Lehre schreibt der hl. Gregorios Palamas mehrere Traktate, in welchen *„sich bereits die neue Konfrontation abzeichnet, die Barlaam den Hesychasten Thessalonikes gegenüberstellt*"[21]. Außerdem wird vom hl. Gregorios nach der Rückkehr Barlaams aus Italien mit Unterstützung der höchsten monastischen Autoritäten des Athos ein sogenannter «Tomos des heiligen Berges» herausgegeben, der die Lehren Barlaams unwiderruflich verurteilt.

Gregorios Akyndinos, der ein Freund und in der Vergangenheit ein Schüler des hl. Gregorios Palamas war, versuchte im Verlauf des gesamten Konflikts, die Rolle des Schlichters zu übernehmen. Er versuchte, das Temperament Barlaams in theologischen Fragen zu zügeln, obwohl er offenbar dessen Meinung teilte, was aber die Attacken Barlaams auf die Mönche angeht, verteidigte er die letzteren sogar.

Da Barlaam dem Patriarchen und dem Hl. Synod keinen Gehorsam leistete, auch nicht wenigstens auf die Schlichtungsversuche Akyndinos' reagierte, sondern weiterhin die Verurteilung Palamas' forderte, wurde im Jahre 1341 das erste Konzil zur Frage des Hesychasmus einberufen.

Die Konzilien der Kirche zum Hesychasmus

Das Konzil im Juli 1341

Patriarch Johannes Kalekas beabsichtigte, dieses Konzil ausschließlich zu Disziplinarfragen zu führen; deshalb wurde die anklagende Rede Barlaams, sobald die Glaubenslehre (und genau genommen die Frage über die Energien) ansprach, abgebrochen. Besprochen wurde die Beschwerde Barlaams und seine Traktate gegen Palamas, und hier wurde aus dem Kläger ein Angeklagter. Seine Lehre darüber, dass das Thaborlicht geschaffen sei, wurde ebenso verurteilt wie seine Kritik des Jesusgebets, welches, seines Ansicht nach, angeblich die Praktiken der Bogumilen[22] in die Kirche einführt. Der Gönner Barlaams, Kantakouzenos, riet ihm, seinen Irrtum einzugestehen, und der hl. Gregorios Palamas vergab Barlaam sehr gern. Auf diese Weise sprach die Kirche ihr Urteil über den «nominalistischen Humanismus»[23] Barlaams. Barlaam selbst aber verließ nach einem missglückten Versuch, seine Anschuldigungen zu erneuern, Konstantinopel und kehrt nach Italien zurück. Ein paar Jahre später wurde er vom Papst als Bischof einer griechischen Uniertendiözese eingesetzt.

Das Konzil im August 1341

Der Grund für die Einberufung dieses Konzils war Gregorios Akyndinos, der mit Barlaam zwar

nicht einverstanden war, was dessen Kritik der monastischen Askese und der Art und Weise des Gebts anbetrifft, der aber Barlaams theologische Meinungen teilte. Seine Position wird von Erzpriester Johannes Meyendorff als *„Schwanken zwischen dem Nominalismus Barlaams und einer eigenartigen Form des Realismus, die er Palamas und der ganzen Tradition der hll. Väter*" entgegenstellte, bezeichnet:

> „In ihrem Streit stießen zwei Arten Hüter (des Glaubens -- R.B.) zusammen: eine Buchstabentreue, welche die Formulierungen der hll. Väter wörtlich wiederholte, und der echte Geist der Überlieferung, der es erstrebte, die lebendige Erfahrung der hll. Väter wiederzugeben, welche dem ökumenischen Leben der Kirche immer zugänglich war"[24].

Das Konzil im August 1341 verurteilte Akyndinos und verlangte von ihm, eine Erklärung zu unterzeichnen, in welcher er verkündete, dass er die Regelungen des Julikonzils annahm und Barlaams Lehre über das Licht ablehnt.

Die Konzilien des Jahres 1351

Eine gewisse Zeit vor diesen neuerlichen Konzilien begann ein gewisser Philosoph und Historiker namens Nikephoros Gregoras auf die Betreiben der Kaiserinmutter Anna von Savoyen Schriften gegen Palamas zu verfassen. Palamas, inzwischen schon Erzbischof von Thessalonike, begab sich nach Konstantinopel und begann Gespräche zu kanonischen und theologischen Fragen mit ihm. Trotzdem wurde ein neues Konzil einberufen, das von seiner Zusammensetzung weit zahlreicher und feierlicher war als die vorangegangenen Konzilien des 14. Jahrhunderts: es nahmen 25 Metropoliten und 6 Bischöfe teil, Vertreter für 3 Abwesende und die «Opposition», der Senat in vollem Bestand; Johannes Kantakouzenos stand dem Konzil vor.

Das Konzil hatte mehrere Sitzungen von Mai-Juni bis August 1351. Auf diesem Konzil stellte Gregorios Palamas seine genaue Darlegung des Orthodoxen Glaubens dar, was vom Konzil angenommen und als «in allem orthodox» bezeichnet wurde. Der Tomos des Konzils von 1351 wurde von der Fülle der Orthodoxen Kirchen angenommen, deswegen wird dieses Konzil mit vollem Recht mitunter auch als „zusätzliches Ökumenisches" bezeichnet. Im Tomos werden all jene von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, die die Lehre des hl. Gregorios Palamas für nicht orthodox halten.

> „Das Konzil von 1351 war das feierlichste Ereignis, mit dem die Orthodoxe Kirche die Lehre des hl. Gregorios Palamas bestätigte. Genau genommen war das kein Ökumenisches Konzil, sondern ein Bischofskonzil des Patriarchats von Konstantinopel; nichtsdestoweniger wurden seine Beschlüsse im Verlauf des 14. Jahrhunderts von der gesamten Ostkirche angenommen."[25]

Der Triumph des Hesychasmus aus kirchenhistorischer Sicht

Durch die Konzilien des 14. Jahrhunderts und den Triumph des Hesychasmus hat die Kirche Christi einer neuerlichen Herausforderung des Heidentums, das inzwischen eine neue Form --

den säkularen Humanismus -- angenommen hatte, mit Bestimmtheit entgegentreten können. Die Kirche bestätigte, dass Gott Selbst in der Geschichte des von Ihm geliebten Menschen teilnimmt, und dies nicht nur vermittels geschaffener Elemente, sondern mit Seiner ungeschaffenen Gnade selbst. *„Genau diese Offenbarung verteidigte der hl. Gregorios Palamas, indem er gegen den nominalistischen Agnostizismus auftrat, welchen Barlaam von Kalabrien aus Italien mitbrachte.*" [26] Dazu benötigte die Kirche, wie bereits zuvor im 4. Jahrhundert bei den Herausforderungen durch die Arianer, Sabellianer usw. ein gewisses Instrumentarium aus dem Bereich der Philosophie. Wie einst durch die genialen Kappadokier, so hat die Kirche dies im 14. Jahrhundert in der Person des hl. Gregorios Palamas erreicht, ohne in den heidnischen Ideologien verloren zu gehen, sondern ihnen ganz im Gegensatz eine endgültige Abfuhr zu erteilen. Das 14. Jahrhundert mit seinen Konzilien kann man mit Recht als eines der wichtigsten Zeitalter im historischen Triumph der Orthodoxie betrachten.

> „Der letzte offizielle Akt, mit dem die Orthodoxe Kirche die Lehre des Lehrers des Hesychasmus kanonisierte, war seine Platzierung im Synodikon der Orthodoxie. Die Anathematismen gegen die Antipalamiten, die bis heute im (griechischen) Triodion enthalten sind, wurden erstmals am ersten Sonntag der Großen Fastenzeit des Jahres 1352 verkündet; es sind ihrer sechs, und nach diesen erfolgt die Ausrufung des «ewigen Andenkens» an alle die, die gegen die Barlaamiten und für die Orthodoxie gestritten haben; unter diesen Helden nimmt den ersten Platz Andronikos III ein: Andronikos Palaiologos, unserem ehrwürdigen und seligen Kaiser, der das erste Konzil gegen Barlaam einberief... Auf diese Weise blieb das Konzil von 1341 das Hauptzeugnis für den Sieg der Palamiten, und alles, was in der nachfolgenden Zeit der Wirren geschah, galt lediglich als Bestätigung des von diesem Imperator einberufenen Konzils, dessen Gültigkeit unbestritten war. Deswegen ist Andronikos der einzige Kaiser, der im «palamitischen» Teil des Synodikons gepriesen wird." [27]

Berücksichtigt man die Rolle der weltlichen Macht, besonders der Teilnehmer am Konzil des Jahres 1351, auf welchem auch der komplette Senat teilnahm, so kann man schließen, dass nicht nur die Kirche als solche, sondern auch die ganze Gesellschaft, welche zu diesem Zeitpunkt schon 1000 Jahre lang von der Kirche Christi verklärt wurde, auf diese Weise mit Bestimmtheit auf die neue heidnische Versuchung antworten konnte. Byzanz war in seinen Idealen eine kirchliche Gesellschaft, eine christliche Macht, ein einheitlicher Organismus von Menschen, welche die Kirche zum Heil führte, während die weltliche Macht als Beschützerin der Kirche auftrat. In manchen seltenen Momenten, wie zum Beispiel zu den Konzilien des 14. Jahrhunderts, war dieses Ideal größtmöglich realisiert.

Eine solche Lage gab es nicht in der Westkirche. In ihr konnte der Hellenismus Fuß fassen; er gebar die Scholastik im Bereich der Theologie, den Humanismus, die «Renaissance» im Bereich der Kultur. Das bedeutete vor allen Dingen den Beginn der Säkularisierung des lateinischen Westens, welcher die Orthodoxie ihrerseits dank dem Wirken des hl. Gregorios Palamas und der Hesychasten widerstehen konnte.

Quellen und Literatur

1. «Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus» (kirchenslawisch). Neudruck der

Moskauer Vertretung des Russischen Athosklosters des hl. Panteleimonos, 1995

2. Hl. Antonios der Große, «Vorschriften für das Einsiedlerleben»; Publikation im Internet unter der Adresse http://www.krotov.info/acts/04/ant_ust.html («Bibliothek des Jakow Krotow»)
3. Hl. Johannes Klimakos, «Leiter»; Publikation im Internet unter der Adresse http://www.krotov.info/library/i/lestvich/lestv00.html («Bibliothek des Jakow Krotow»)
4. Erzpriester Johannes Meyendorff, «Byzantinische Theologie»; Minsk, «Лучи Софии» 2001
5. Priester Oleg Klimkow, « Die Erfahrung des Schweigens -- Der Mensch in der Weltauffassung der byzantinischen Hesychasten»; Sankt-Petersburger Staatliche Universität, St. Petersburg, 2000
6. Erzpriester Johannes Meyendorff, «Einführung in das Studium des hl. Gregorios Palamas»; Publikation im Internet unter der Adresse http://www.krotov.info/history/14/palama_me/mey_00.html («Bibliothek des Jakow Krotow»)
7. Erzpriester Johannes Meyendorff, «Orthodoxie und moderne Welt (Lektionen und Artikel)»; Publikation im Internet unter der Adresse http://www.lib.eparhia-saratov.ru/books/12m/meendorf/orthodoxy/6.html (Eletkronische Bibliothek «Orthodoxie und Moderne» der Saratower Diözese der Russischen Orthodxoen Kirche)

Fußnoten

1. «безмолвие» - «Wortlosigkeit», d.i. «Schweigen» - d. Übers. ↩
2. hl. Antonios der Große, «Vorschriften für das Einsiedlerleben», Regel Nr. 104; siehe auch Regeln Nr. 6, 162, 216 u.a. ↩
3. hl. Johannes Klimakos, «Klimax» Nr. 27 ↩
4. So bezeichnet Erzpriester Johannes Meyendorff in seinen Werken diese Art des Betens. ↩
5. Erzpr. J. Meyendorff, «Byzantinische Theologie», S. 80 ↩
6. Erpr. J. Meyendorff, ibid, S. 92 ↩
7. Priester Oleg Klimkow, «Die Erfahrung des Schweigens», S. 27 (zitiert S. Dil'). ↩
8. Johannes VI. Kantakouzenos, *1293, +1383, Byzantinischer Kaiser von 1347 bis 1354, ab 1354 Mönch. ↩
9. Demetrios Kydones war ein Verbündeter von Johannes VI Kantakouzenos, der selbst auch Wekre des hl. Thomas von Aquin übersetzte; er trat im Jahr 1363 in die Römische Kirche über. S. Erzpr. J. Meyendorff, ibid., S. 151-152 ↩
10. Erzpr. J. Meyendorff, ibid. S. 153-154 ↩
11. ebd., S. 155 ↩
12. ebd., S. 33 ↩
13. Archimandrit Kiprian Kern, «Die Anthropologie des hl. Gregor Palamas», zit. nach: Pr. Oleg Klimkow, ibid., S. 33 ↩
14. nach den Werken des Erpr. Johannes Meyendorff ↩
15. Βέρροια, Beröa nahe Thessalonike ↩

16. Stefan Uroš IV. Dušan „der Starke" war Herrscher von Serbien und regierte von 1336 bis 1355. ↩
17. nach den Daten in Erzpr. Johannes Meyendorff, «Einführung in das Studium des hl. Gregorios Palamas» ↩
18. Erzpr. J. Meyendorff, ibid. ↩
19. ibid. ↩
20. ibid. ↩
21. ibid. ↩
22. Die Bogumilen sind eine Sekte, welche als einziges Gebet das «Vaterunser» akzeptierten. ↩
23. so bei Erzpr. J. Meyendorff ↩
24. Erzpr. J. Meyendorff, ibid. ↩
25. Erzpr. J. Meyendorff, ibid. ↩
26. Erzpr. J. Meyendorff, «Die historische Bedeutung des theologischen Wirkens des hl. Gregorios Palamas», Sammelband «Orthodoxie und moderne Welt (Lektionen und Artikel)» ↩
27. Erzpr. J. Meyendorff, «Einführunf in das Studium des hl. Gregorios Palamas» ↩

Das Kreuz mit dem Pfahl – Eine Widerlegung

16.02.2003 · Artikel · Roman Bannack

> Diese polemische Schrift verfasst eine scharfe Kritik an der Auffassung der „Zeugen Jehovas“, Christus sei nicht an einem Kreuz, sondern an einem Pfahl hingerichtet worden. Der Text, entstanden im Kontext einer theologischen Debatte über die genaue Form des Hinrichtungswerkzeugs, argumentiert auf mehreren Ebenen. Sprachlich wird dargelegt, dass die griechischen Begriffe *σταυρός* und *ξύλον* nicht zwingend einen einfachen Pfahl bezeichnen, sondern sehr wohl ein Kreuz gemeint sein kann. Historisch und archäologisch führt der Autor an, dass die bei den Römern übliche Kreuzesform belegt und die von den „Zeugen Jehovas“ angenommene Pfahl-Theorie aus praktischen Erwägungen (z. B. dem Gewicht des Querbalkens vs. eines ganzen Pfahls) unwahrscheinlich ist. Zudem weist er den Vorwurf, das Kreuz sei ein rein heidnisches Symbol, entschieden zurück und betont dessen neutestamentliche Bedeutung als Symbol der Erlösung. Die Abhandlung stellt somit eine umfassende Widerlegung der Pfahl-These dar.

Hat das Christentum tatsächlich fast 2000 Jahre, bis Charles T. Russell beliebte, Ende des 19. Jahrhunderts endlich die Wahrheit zu entdecken, unwissentlich ein heidnisches Symbol als Zeichen der Erlösung verehrt?

1. Sprachliches

Die Lehre der „Zeugen“ war ursprünglich ausschließlich darauf gegründet, dass das griechische *σταυρός* mit „Pfahl“, „Säule“ oder „Stange“ übersetzt werden *kann*. In der Tat, das ist so. Der Gräzist im Autor dieses Texts meint allerdings dazu, dass schon zu Christi Zeiten nicht das Griechisch des „Goldenen Zeitalters“ (Homer und die Klassiker), sondern der Dialekt Koine gesprochen wurde. Die Sache ist die: Welche Form auch immer die zur Hinrichtung bestimmte Gerätschaft gehabt hätte, sie wäre immer mit *σταυρός* wiedergegeben worden. Wie im Altgriechischen, so gab es auch im Koine-Dialekt kein spezielles Wort für „Kreuz“, und deswegen wurde *σταυρός* berechtigterweise für das Hinrichtungswerkzeug verwandt. Dem entgegen wird das hebräische Wort עַמּוּד (ammúd) – „Säule“ – in der Septuaginta im Altgriechischen mit *στύλος* übersetzt, und niemals mit *σταυρός*. Ebenso wird *στύλος* (Pfahl, Säule, auch Stütze) im Neuen Testament nie für das Hinrichtungswerkzeug gebraucht. Im Alten Testament wird in Esther 7:9 (Septuaginta) als Übersetzung für das hebräische תְּלֻהוּ (telú, „hängt (auf)“ als Imperativ) die Verbform *σταυρωθήτω*, die aus *σταυρόω* gebildet wird, benutzt (*σταυρωθήτω* ist die 3. Ps. Sg., Imperativ Passiv, also „Er soll aufgehängt werden“). Diese Verbform hat im Neuen Testament die Bedeutung „ans Kreuz schlagen“. Es werden zur Beschreibung der Hinrichtungsmethode Christi ebenfalls vom Verb *σταυρόω* Wort derivierte Verben benutzt. Die Wachtturm-Gesellschaft hat in der Tat Beweise angeführt, dass *σταυρός* als „Pfahl“ gemeint sein *kann*, aber keine, die beweisen würden, dass nie ein Kreuz gemeint gewesen sein kann.

Zur Verwendung des Begriffs *ξύλον* durch die Apostel. Nun, zu *ξύλον*: Die „Zeugen“ verstehen dieses Wort als „Holz(brett)“, als „Pfahl“. Doch hat dieses Wort keine Bedeutung im Sinne einer Form, sondern nur im Sinne des Materials. Es bezeichnet einen Baum, ein Holzbrett oder einen

beliebigen Gegenstand, der aus Holz ist. Zumal dieses Wort für einen ganz normalen, im Wald wachsenden Baum verwandt wird, wie sollte man es da ohne Gewissensbisse zur Bedeutung „Pfahl“ bemühen können? *ξύλον* ist das Holz als Material, nicht etwa ein Pfahl.

Übrigens heißt die allseits bekannte medizinische Organisation, das „Rote Kreuz“, im modernen Griechisch Ερυθρός Σταυρός. „Roter Pfahl“? Ich glaube, die Griechen wussten schon, wie sie „Kreuz“ zu übersetzen hatten, wenn das Hinrichtungswerkzeug Christi gemeint war.

2. Faktisches zur Kreuzigung

Es gibt, jenseits von Theologie und Linguistik, immer noch den faktischen Aspekt der Kreuzigungsgeschichte. Das kann man durchaus rational erfassen, und man muss kein Sprachwissenschaftler und Theologe sein; nun, ein wenig an Geschichtswissen könnte nicht schaden.

Natürlich ist bekannt, dass zu alttestamentlichen Zeiten auf Pfählen hingerichtet wurde. Bei den Römern gab es das allerdings nicht. Es gibt keine Grundlage dafür, die Hinrichtung Christi mit alttestamentlichen Vorbildern zu vergleichen, denn sie wurde nach römischem Gesetz ausgeführt, und war nicht etwa in der Tradition des Judentums oder des Alten Testaments begründet.

Und nun handfestes: folgen wir einmal Christus auf seinen letzten ca. 550 Metern Fußweg nach Golgotha. Das Evangelium berichtet, Er habe Sein Kreuz (Seinen Pfahl) getragen, und außer Ihm tat dies auch Simon der Kyrenäer (s. Joh 19:17 und Mt 27:32). Hier bedeutet *σταυρός* mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit „Balken“ (oder auch „Pfahl“), nämlich jenen, der dann zum Querbalken am Kreuz wurde. Den „Zeugen“ gemäß hätte es der senkrechte Pfahl sein müssen, und nun berücksichtigen wir einfach die Fakten: Christus ist geschwächt (Mk 15:19), denn nach dem Urteil wurden die Verurteilten den Schlägen der Massen ausgesetzt. Danach musste Er den Pfahl tragen, und er war Ihm offenbar zu schwer, so dass Er ihn nicht bis zum Ende tragen konnte. Andererseits musste der Pfahl leicht genug sein, dass er von einem Menschen getragen werden konnte.

Welches Gewicht hatte dieser Pfahl? Hier haben wir zwei Möglichkeiten: 1.) den „Zeugen“ nach war es der senkrechte, lange, einzige Pfahl, der zur Hinrichtung verwandt wurde; 2.) im anderen Fall war es der Querbalken, der an den auf Golgotha schon befindlichen Pfählen angebracht wurde.

Rechnen wir ersteres durch: Ein erwachsener Mensch war damals maximal 180–190 cm groß, plus die Länge, die unter den Füßen des Hingerichteten über der Erde freilag, sicher nicht unter einem Meter. Laut Wachtturm-Gesellschaft wurden dabei die Arme nach oben ausgestreckt, macht, sagen wir, weitere 40 cm. Dazu kommt die Länge, die nötig war, das Schild mit der Schuld des Hingerichteten anzubringen (in Rom gibt es eine Reliquie, das Fragment eines Schildes, „titilus“, die der Überlieferung nach vom Kreuz Christi stammt; unwichtig, ob sie echt ist oder nicht: ihre Maße interessieren; sie ist 30 cm hoch und 80 cm breit). Man kommt darauf, dass der überirdische Teil des Pfahls mindestens 3 bis 3,5 m lang sein musste. Und um das Gewicht eines Menschen zu tragen, müsste der unterirdische Anteil, sagen wir, mindestens einen Meter betragen, sonst wäre das ganze Gerät umgekippt.

Mit allerbescheidensten Zahlen kommt man auf mindestens 4 bis 4,5 m Pfahl. Seine Dicke? Nun, Christus soll daran angeschlagen worden sein. Der Durchmesser konnte nicht zu klein sein, damit der Pfahl beim Anschlagen nicht einfach wegrutschte. Außerdem würde er sich durch das Gewicht des Körpers drehen, wenn er zu dünn wäre. Ich würde 20 cm für den Durchmesser ansetzten. Archäologische Daten von Hinrichtungsstätten scheinen das zu bestätigen (im Mittel 20–22 cm Durchmesser der Pfähle).

Das Material ist noch wichtig: Es ist nicht bekannt, aus welchem Holz das Kreuz Christi gewesen ist, aber man kann annehmen, dass es aus Olivenholz war. Solches Holz schwankt in der Dichte zwischen 0,6 und 0,8 Tonnen pro Kubikmeter. Einzelne Arten bringen es auf 1,2 Tonnen pro Kubikmeter.

Nimmt man also überall so das Mittel, so hat man, unter Berücksichtigung der Dichte des Holzes, am Ende ein Gewicht von ca. 90 kg und mehr für den Pfahl. Ein solches Monstrum ist auch für drei Kerle ziemlich schwer zu heben. Und Christus hat es getragen, nachdem Er geschlagen wurde und geschwächt war. Die „Zeugen“ lieben es zwar zu betonen, dass Er als Zimmermann sicher stark gewesen ist, aber hier haben wir ein Gewicht, bei dem selbst Samson, der sadduzäische Ochse, arg ins Schwitzen gekommen wäre.

(Kleiner Exkurs, den ich nicht als verbindlich ansehe: Forschungen am Turiner Grabtuch haben ergeben, dass das Holz eine aus einer Eichenart gewesen sein muss. In diesem Fall wäre das Gewicht des Pfahls, aufgrund der höheren Dichte des Eichenholzes, auf 120–160 kg zu beziffern. Aber ich verbürge mich hier nicht für die Authentizität des Turiner Grabtuchs.)

All diese Schwierigkeiten verschwinden aber, wenn wir annehmen, dass Christus nicht den riesigen senkrechten Pfahl, sondern lediglich den Querbalken zu tragen hatte. Für dessen Länge könnten durchaus 1,5 bis 2 Meter reichen, für seinen Durchmesser reichten 10 bis 15 cm. Man kommt auf maximal 30 bis 40 kg. Ja, selbst diese sind für einen Misshandelten und Geschwächten noch sehr schwer, weshalb Simon der Kyrenäer einspringen musste. Aber hier sind wir der Wahrheit auf jeden Fall näher.

3. Archäologie, Geschichte und Symbolik

Was die Archäologie zutage fördert, wird geflissentlich von der Wachtturm-Organisation ignoriert. Vieles spricht dafür, dass das Hinrichtungswerkzeug die Form des griechischen Buchstaben *Tau* bzw. eines T hatte (s. z. B. Dr. C. Truman Davis in „The Medical Account of the Crucifixion of Christ“, wo das u. a. ziemlich gut belegt wird). In den südlichen und östlichen Teilen des Römischen Reiches war es üblich, für die Hinrichtung von Verbrechern eine Konstruktion zu benutzen, die noch seit Moses Zeiten das „ägyptische Kreuz“ geheißen wurde. Dieses sieht aus wie ein T.

Ausgrabungen in Griechenland offenbaren eine Vielzahl von Formen für diese Hinrichtungswerkzeuge. Exemplare, die auf die Mitte des ersten Jahrhunderts datieren, zeigen tatsächlich die Form eines Kreuzes. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass Christus nur auf einem Pfahl hätte hingerichtet werden können. Wurde Spartakus übrigens auch auf einen Pfahl genagelt?

Ebenso gibt es in den Werken der ersten Christen (2. Jahrhundert) keine Hinweise darauf, dass sie meinten, Christus sei an einem Pfahl hingerichtet worden. Wenn die Apologeten der „Pfahl“-Theorie mit der Bemerkung, "viele Kirchenväter sprechen von einem Pfahl" pauschal Autoritäten einfließen lassen wollen, so bitte ich hier eindringlich um Belege für diese Behauptung. Im Gegenteil, es werden bei den frühen Kirchenvätern Analogien zu Moses gebracht. Barnabas, ein Schüler des Apostels Paulus, schreibt von einem Kreuz in Form des Buchstaben Tab (T). Niemand von ihnen schrieb je davon, dass die Arme Christi in die Höhe ragten, im Gegenteil, sie waren ausgebreitet in Entsprechung mit den alttestamentlichen Symbolen.

4. Angeblich ein „heidnisches Symbol“

Die Wachtturm-Gesellschaft wird auch nie müde zu betonen, das Kreuz sei ein ausschließlich heidnisches Symbol. Es sei als Symbol bei der Verehrung heidnischer Gottheiten benutzt worden. Aus diesem Grunde, so meint man dort, kann Christus nicht auf einem solchen „heidnischen Symbol“ hingerichtet worden sein. Dabei filtert die Wachtturm-Religion wieder einmal nur das heraus, was vorteilhaft für sie ist. Außer dem Kreuz war nämlich auch der Pfahl Element der heidnischen Symbolik.

Hier haben wir es mit einer weiteren Begriffsumdeutung zu tun: Die Sache ist, dass nicht das Kreuz an sich ein heidnisches Symbol ist, sondern die Kreuzform spielte in heidnischen Ritualen eine Rolle. Darin besteht ein gewisser subtiler Unterschied, der allerdings den Gehalt ändert. Als Analogien: Die Spritze wurde dazu erfunden, Arznei zu verabreichen. Das heißt aber nicht, dass sich Drogensüchtige irgendetwas Gutes tun. Schlangengift kann tödlich sein, aber das heißt nicht, dass es nicht auch zum Zwecke der Heilung gebraucht werden kann. Wenn man sich mit Wein sinnlos besaufen kann, so kann man den gleichen Wein dazu verwenden, um des Abendmahls zu gedenken. Die „Zeugen“ bringen selbst häufig genug solche Analogien, wenden diese aber nie auf ihre eigenen Lehren an.

Jesus Christus selbst prophezeite Seinen Tod unter dem Gesetz der Heiden, und nicht etwa, dass Er unbefleckt von heidnischen Traditionen hingerichtet würde: „… *den Heiden ausliefern*, damit Er verspottet, gegeißelt und gekreuzigt wird“ (Mt 20:19), „sie werden [den Menschensohn] zum Tod verurteilen und *den Heiden ausliefern*“ (Mk 10:33). Deswegen spielt es gar keine Rolle, wie sehr auch Chaldäer und sonstige Heiden vorher das Kreuz als Symbol gebraucht oder nicht gebraucht haben, sondern seine Bedeutung und sein Gebrauch heute ist wichtig. Für die Heiden ist das Kreuz in der Verehrung ihrer Götter gebräuchlich. Für die Römer ist das ein Hinrichtungswerkzeug und ein Zeichen der Schande. Für Christen aber ist es das Symbol der Erlösung, denn auf dem Kreuz war es, dass Gottes Vorsehung erfüllt wurde: „Du wurdest geschlachtet / und hast mit deinem Blut / Menschen für Gott erworben / aus allen Stämmen und Sprachen, / aus allen Nationen und Völkern“ (Offb 5:9).

5. Alttestamentliche Vorbilder

„Du hast aber ein Zeichen gegeben denen, die dich fürchten, welches sie aufwarfen und sie sicher machte. Auf dass deine Lieben gerettet werden, so hilf nun mit deiner Rechten und erhöre

uns!“ (Ps. 60:6-7)

Es gibt offenbar alttestamentliche Vorhersagen über das Kreuz Christi: „In allen Ländern richtet er ein Zeichen auf, das seinem Volk den Weg weist.“ (Jes 11:12; Kap. 11 ist überhaupt die Ankündigung des messianischen Reiches!). Zweifellos, gemeint ist das Kreuz.

Warum aber ist das Kreuz ein Heiligtum, oder Gegenstand der Verehrung?

Der Opfertisch des Alten Bundes, auf dem Opfer entsprechend dem Gesetz Mose dargebracht wurden, galt als „großes Heiligtum“. Gott gebot, mit dem „Öl für die heilige Salbung … auch den Tisch und all seine Geräte, … sowie den Brandopferaltar samt all seinen Geräten“ zu salben, und Moses hörte weiter: „… sie sollen hochheilig sein: alles, was sie berührt, ist geheiligt.“ (Ex 30:25, 27–29). Siehe auch Levitikus, Kap. 8. Worauf dieses Kapitel hinausläuft, ist folgendes: „Und Mose nahm von dem Salböl und von dem Blut, das auf dem Altar war, und sprengte es auf Aaron, auf seine Kleider sowie auf seine Söhne und auf die Kleider seiner Söhne mit ihm; und er *heiligte Aaron, seine Kleider und seine Söhne und die Kleider seiner Söhne mit ihm*.“ und dann „So wie man an diesem Tag tat, hat der HERR zu tun geboten, um Sühnung für euch zu erwirken.“ (Lev 8:30 und 34).

Wenn also der Opfertisch des Alten Bundes, auf dem Tiere geopfert wurden, ein so großes Heiligtum war, was ist dann mit dem des Neuen Testaments, auf dem der Herr Selbst darlag?

Und weiter: kann denn ein Kreuz, ein materielles Ding, heiligen? Ich habe „Christen“ erlebt, die das als „Götzendienst“ abstritten. Gerade eben habe ich gezeigt, dass ein materielles Ding in den Zeiten des Alten Bundes offensichtlich alles, was es berührte, heiligen konnte. Christus Selbst erkannte das auch an: Das Gold des Tempels wird vom Tempel geheiligt (Mt 23:17), und die Gaben vom Altar (Mt 23:19). Gottes Gnade kann durch Materie wirken. Das Kreuz aber ist der Altar des Neuen Bundes.

Finale

Das Kreuz war bis zum Tod Christi das Instrument für Hinrichtungen in Schande. Als Christus darauf litt und starb, auferstand und dadurch den Tod besiegte und uns davon befreite, wurde das Kreuz für die Christen natürlich zum Zeichen des Sieges über den Tod und über den Widersacher. Das Kreuz ist das „Instrument“ des Sieges über Tod und Teufel. Es ist insofern auch relativ einleuchtend, wer das Kreuz hassen wird: der Teufel und seine Legionen. Die von ihm geplante schlimmste Schande, Schmähungen und ein qualvoller Tod wurden zum glatten Gegenteil – Sieg und Segen. Das Kreuz immer noch so, wie es vom Teufel geplant war, als Mordwerkzeug und Folterinstrument zu bezeichnen, und darin nicht ein Zeichen des Sieges anzuerkennen, könnte Hinweise darüber geben, welcher Art die Ideologie ist, die solches verlangt. Ohne pauschalisieren zu wollen – es ist nicht nur ein frommer Volksspruch, dass die Teufel das Kreuz fürchten und hassen.

Das Kreuz zu verehren oder nicht ist keine Frage des Geschmacks; am Kreuz scheiden sich die Geister. „… das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.“ (1. Kor. 1:18).